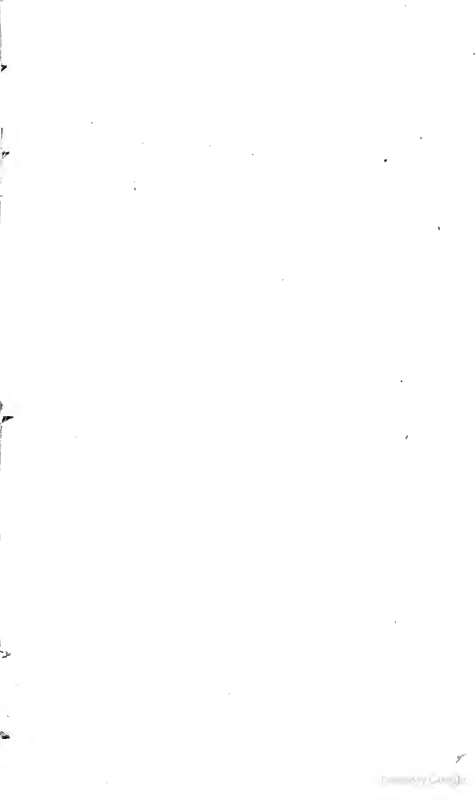
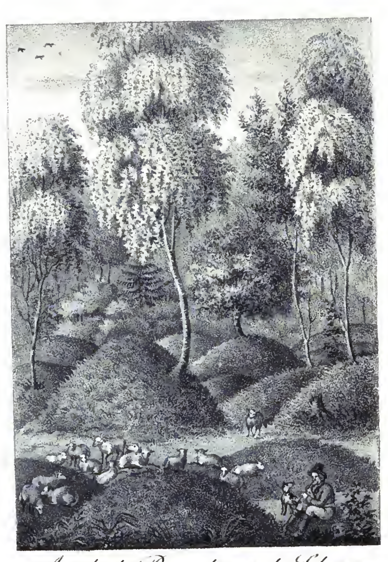



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



<36611393070010





Ansicht der Pyramiden an der Schwarzen Elster bey Kleinrössen.

Die
Tempel und Pyramiden
der
Urbewohner
auf dem rechten Elbufer,
unweit dem Ausfluss der schwarzen Elster,

von

Dr. *Friedrich August Wagner*,

Physikus des Schweinitzer Kreises und practischer Arzt in Schlieben, desgleichen des Thüring. Sächs. Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale in Halle dirigirendes, der naturforschenden Gesellschaft daselbst ordentliches und der deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig, so wie der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz correspondirendes Mitglied.

Mit zwei Steintafeln,

ausser der Titeltafel.

Leipzig,

bei C. H. F. Hartmann.

1828.

Vorrede.

Von früher Jugend an fühlte ich einen besondern Drang in mir, die Denkmale des hohen Alterthums in Aegypten, Griechenland und Italien aufzusuchen und in Augenschein zu nehmen; indess meine Verhältnisse waren stets so gestellt, dass mir diess auszuführen unmöglich blieb. Vor 30 Jahren wurde ich an das kleine Städtchen Schlieben im Herzogthum Sachsen ganz fest gebunden, und behielt nun auch nicht die entfernteste Aussicht mehr, meinem Triebe je zu genügen. Zufällig stiess ich bei meinen vielfältigen Geschäftsreisen, an einigen Orten in dieser Gegend, auf Gegenstände, die ein hohes Alterthum verriethen, und also meine ganze Aufmerksamkeit sofort fesselten. Ich verband mich in solcher Rücksicht mit meinem Bruder, dem damaligen, nunmehr aber verstorbenen Prediger M. Wagner in Lebusa, der stets gleiche Gesinnungen mit mir theilte, um alles in hiesiger Gegend aufzusuchen, was dahin deutete. Später trat diesem Bunde noch der würdige Schullehrer Schmidt in Schlieben bei, und nahm sich dieser Sache kräftig an. Im Jahre 1826 reifte das Werk noch mehr; der Probst Schöne, Boniteur Janke, Wundarzt Schulze und Hauslehrer Ritter in Schlieben, der Oberpfarr und Ritter M. Merker, Diaconus Müller und Cantor M. Jahn in Schweinitz, desgleichen der Förster Döring in Polzen, und der Cand. Philologiae Lehmann in Martinskirchen, nahmen mit Theil. Bei nöthig gefundener genauer Untersuchung, durch vielfältige mühsame Nach- und Aufgrabungen der aufgefundenen Alterthumspunkte, um ein sicheres Resultat zu gewinnen, zeigten sich Herr Forstinspector von

Raumer zu Schlieben, die Herren Oberförster, Barth in Hohenbucko, Stückrad in Mügeln, und Heise in Uebigau, und der Förster Klingenstein in Falkenberg, äusserst zuvorkommend, so dass ich diesen würdigen Männern für die Begünstigung, wodurch das Licht über das Ganze allein gebracht wurde, nicht genug danken kann. Auf diese Art fand ich Aegypten hier im Vaterlande, wie solches der fernere Inhalt des Werkchens lehren wird, und genügte also meinem angebornen Triebe hier völlig, wo ich es nie erwartet hatte. Ja, ich gewann die feste Ueberzeugung, dass im Vaterlande noch viel zu thun sey, um den Schleier über die vielfältig verborgen liegenden Alterthümer aufzudecken, und dass alle, die dem hohen Alterthume ihre Aufmerksamkeit schenken, aber solches nicht im fremden Lande aufsuchen können, im Mutterlande Genüge finden werden, wenn sie sich ernstlich darum bewerben; ob diese Denkmale gleich nicht so in die Sinne fallen, als manches ausländische, folglich schwieriger aufzufinden sind, als jene. Wir finden hier an dem schwarzen Elsterstrome Denkmale, die dem hohen Alter derer in entfernten Ländern vielleicht wenig nachgeben, ja solches wohl mitunter übertreffen, und unvergänglicher sind, als die stolzen Pyramiden am Nil, auch mitunter nicht viel geringere Mühe und Kraft zum Aufbau gekostet haben, und bei alle dem weit interessanter für uns seyn müssen, als fremdes Kunst- und Fleiss-Eigenthum. Indess nicht himmelstürmend und prahlend stehen diese Denkmale bei uns da, sondern versteckt, verzichtend und bescheiden sind sie der Nachwelt aufbewahrt. Denn an verborgenen Orten, in Sümpfen und Wäldern, auch mitunter auf Hutungen, trifft man sie in demüthiger, bescheidener Gestalt, deren wahren Werth wir erst aus

dem inneren, unsichtbaren Gehalt erkennen und schätzen lernen. Durch Enthüllung dieser Gegenstände bekommen wir eine ganz andere Ansicht von unseren Altvorfahren als bisher, und erlangen die Ueberzeugung, dass im hohen Alter auch hier schon Künste galten, und der Ackerbau und Viehzucht blüheten, also nicht allein nomadisirt und vom Raube und Jagd gelebt wurde, wie römische Schriftsteller, z. B. Cäsar *), behaupten.

In Schlesien ist schon viel in der Sache gethan, desgleichen in der Oberlausitz, in Thüringen und am Rhein, dennoch ist noch manches übersehen worden, und also noch mehr zu thun übrig. In vielen Gegenden Deutschlands schläft der Sinn für Aufsuchung des vaterländischen Alterthums noch ganz, und muss erst geweckt werden. Also auf! um die Ehre unserer Altvorfahren zu retten, und zu beweisen, dass unsere Urväter auch nicht in tiefster Kindheit standen, als in Aegypten, Griechenland und Italien Künste und Wissenschaften besonders blüheten! Warten wir damit länger, wie leicht könnte es kommen, dass Fremdlinge, von unseren eigenen Schätzen der Art Unterricht bekämen, solche aufsuchten und wegführten, indem wir die Herzen anderer Länder nach dergleichen Sachen durchwühlten. —

Auf der Erde sind indess, wie schon gesagt, dergleichen Beweise nur selten zu finden, wohl aber desto häufiger in derselben. Mühe und Fleiss darf man also nicht sparen, um durch vorsichtige Nachgrabungen zu ermitteln, welche Schätze hier und da ein zuweilen sehr unmerklicher Erdaufwurf von mancherlei Gestalt in sich enthält. Oft wird man allerdings getäuscht, allein diess darf nicht abschrecken; dafür folgt auch anderen Ortes nicht selten wieder die angenehmste und unerwar-

*) Bell. Gall. IV.

tetste Ueberraschung. Der Sinn und Fleiss für die Sache muss unermüdet Jahre lang fortgesetzt werdeu, wenn man das richtige Resultat gewinnen, und zum möglichen Ziele kommen will.

Hier dauern solche Forschungen schon viele Jahre lang mit vereinter Kraft, und dennoch sind wir, ich und meine vorgedachten, verehrten Freunde, noch keinesweges zum Ziele. Immer stossen wir, indem wir in einem Bezirke durch zu seyn glauben, wieder auf neue Gegenstände, die unsere Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen, und beim Nachgraben finden wir nicht selten, dass früher ein Hauptpunkt bei grösster Aufmerksamkeit dennoch übersehen worden war. Kurz, die Sache wird immer um sich fassender, je mehr und je länger man seine Augen darauf richtet. Indess bin ich überzeugt, dass nicht jede Gegend Deutschlands so reich an Denkmalen des hohen Alterthums ist, als die hiesige, Schlesien, die Oberlausitz, die Insel Rügen, die Rheingegend, die Gegend um Merseburg und so weiter, und also nicht jeder Alterthumsforscher in seiner Umgebung so genügende Nahrung finden kann, daher mit kärglichem Ertrag zufrieden sein muss; indess auch dieser gehört zum Ganzen, giebt endlich in völliger Zusammenstellung den richtigen Aufschluss mit, und darf daher nicht in Dunkel gehüllt bleiben, wenn die Möglichkeit an das Licht gestellt, und eine grosse Lücke in der Geschichte über unser deutsches Vaterland ausgefüllt werden soll.

Hier zum Schluss erlaube ich mir nur noch zu bemerken, dass wir, meine vorgedachten Freunde und ich, uns hierdurch nicht anmassen, alle in diesem Werke angezeigten Alterthumspunkte entdeckt zu haben, sondern wohl wissen, dass ein würdiger Krug von Nidda und Professor Seyffarth schon eine Begräbnisshügel-Gruppe davon kannten.

Als

Einleitung

folgende zwei Gedichte von dem Herrn Gerichtsamtmann Freytag in Schlieben.

Der Burgwall.

Sey mir gegrüsst! Du schöner Tempel der Semnonen,
Du hehres Heiligthum der alten Zeit!
Wo ewig Einsamkeit und stiller Friede wohnen,
Und wo der Geist sich hoher Andacht weiht!
Sey mir gegrüsst! wer mochte sie wohl ahnen
Die Heiligkeit, die deine Schatten deckt? —
Der Geist des Heiligthums, die Geister alter Ahnen,
Und was hier sonst die Phantasie erweckt,
Vermochtens früher nicht zur Wahrheit hinzuleiten,
Zu überzeugen uns: hier ward ein Gott verehrt!
Denn wenn der Wahn, wenn Zweifel widerstreiten,
Bleibt selbst der stärkste Trieb zu Forschung ungehört!
Doch plötzlich ändern sich bei Vielen die Gedanken,
Der Forschung Geist behauptet seine Macht!
Er setzt dem wankenden Bedenken Schranken,
Und helles Licht durchstrahlt gar bald die Nacht!

Denn sieh! entschieden ist's, die Zweifel sind beseitigt,
Die, angenehmer Wall, einst profanirten Dich!
Du bist ein Heiligthum, als solches nun gezeitigt,
Sey schöner Tempel auch gepriesen hier durch mich!
Begeist're Muse mich, dass ich es würdig singe,
Der grauen Vorzeit hehres Alterthum!
Begeist're mich, dass ich ein Opfer bringe,
So würdig, wie man einst sie bracht' ins Heiligthum!
Denn davon kunden noch so viele Dinge,
Die in dem Tempel man der Erde Schoos entnahm;
Unmöglich ist's, dass ich sie auch besinge,
Die schöner Sinn für sie bereits in Anspruch nahm!
Doch lass mich hin in deine Schatten eilen,
Du heil'ger Hain, wo sich mein Geist erhebt!
Lass voller Andacht mich auf deinem Raum verweilen,
Wo über Dir der Dom des Himmels schwebt!
Und rings herum von hochbejahrten Bäumen,
Dein Gott geweihter Raum beschattet wird!
Hier mag ich mich so gern in jene Vorzeit träumen,
Wo, wenn mein inneres Gefühl nicht irrt,
Der fromme Heide einen Gott verehrte,
Andächtiger vielleicht, als wir im Prachtgebäu!
Lasst ehren uns daher die hier geweih'te Erde
Vom Opferblut, uns recht versinnlichen die Weih!
Hier stand, in länglich rund umher geführten Gängen
Anbetend einst die fromme Heidenschaar:
Ob ihren Gott sie pries auch mit Gesängen? —
Bleibt ungewiss; doch ihr zum Ruhme war

Nicht eine Spur von Menschenmord zu finden;
Nein, reiner war ihr frommer Gottesdienst!
Er musste sich auf mild're Sitten gründen,
Und rühmlich bleibt deshalb uns ihr Verdienst!
Erhaben war der Ort, wo sie in Andacht standen;
Vor ihren Augen fiel das Opferthier!
Wo sie, indem es fiel, den Blick zur Gottheit sanden;
Doch wer die Gottheit war? — enträthseln können wir
Diess nicht! War es vielleicht die Sonne,
Anbetungswürdiger wie jeder andre Gott? —
Es sey dem, wie ihm sey; der Anblick reitzt zur Wonne,
Und heiliges Gefühl hebt hier den Geist zu Gott!
O lass mich oft zu Deinem Schatten wallen,
Es führt, beliebter Hain, ein schöner Weg zu Dir!
Und dort, in Deinen hochbelaubten Hallen,
Beruhige das Herz die stille Andacht mir!

Die teutschen Pyramiden
auf dem
linken Elsterufer bei Kleinrössen.

Was einst der Stolz der Pharaonen baute,
Staunt man am Nil noch mit Bewund'rung an!
Was der Unsterblichkeit die Vorzeit anvertraute,
Steigt dort in Riesenform noch jetzo Himmelan!
Die Pyramiden sinds, angeblich grosse Gräber,
Sie predigen die Macht, die einst Aegypten sah!
Sie predigen den Ruhm der mächtigen Erheber,
Der eit'len Hoheit, einst in Alexandria!
Entfernt von solchem Prunk, und prahlerischer Grösse,
Zeigt Pyramiden auch das teutsche Vaterland!
Doch diese seh'n wir hier in achtungswerther Blösse,
Als blosse Hügel hat Unkunde sie erkannt!
Allein belehrender als jene Riesenmassen,
Sind diese Hügel hier, wo gern die Forschung weilt!
Sie sind es, welche es urkundlich in sich fassen,
Wie weit die Bildung jetzt der ältern vorgeeilt!
Sie liefern aber auch die triftigsten Beweise,
Wie viel der Heide einst an Bildung schon gewann!
Und was der grauen Zeit gereicht zum Preise,
Das künd'gen sie als stumme Zeugen an!

Wer mag die tausend Dinge wohl besingen,
Die längst der Forschung Geist aus diesen Gräbern nahm! —
Und die uns zu der Ueberzeugung bringen:
Dass auch der Heide einst zu einer Einsicht kam,
Die früher nicht die Nachwelt ahnen mochte,
Weil Dunkel über ihr verbreitet lag!
Doch länger diess mit anzuseh'n, vermochte
Der Geist der Forschung nicht! er sprach: es werde Tag!
Er sprach's, und aus der Gräber Nacht entstiegen
Wohl tausend Gegenstände mancher Art!
Sie zeugen theils von Ernst, theils von Vergnügen;
Von dem, was mit der Zeit bei ihnen Sitte ward!
So kunden mehrere von ihrem Gottesdienste,
Auch mehrere von ihrer Trauer, Kunst, und Fleiss!
Und was besonders ihnen gereicht auch zu Verdienste
Von ihrer Kindesliebe zart und heiss!
Es zeigen unter den dort aufgefund'nen Dingen,
Sich Waffen mancher Art im Kampfe mit dem Feind!
Und Frauenputz an Halsgehängen, Perlen, Ringen,
Fand man in Urnen dort mit Aschenstaub vereint!
So manche Dinge, die ihr Feldbau einst begehrte,
Entstiegen aus der finstern Gräber Nacht!
Entstiegen der, den Todten längst geweih'ten Erde,
Und es verwahrte sie die Forschung mit Bedacht!
Sie sind ein schöner Beitrag zur Geschichte
Des teutschen Alterthums, und längst verschwund'ner Zeit!
Und zeigen uns das Heidenthum in besserm Lichte,
Als es gewährte uns bisher die Dunkelheit!

Was aber mögen dort am Nil Kolosse sagen,
In den kein Pharao begraben liegt? —
Sie pred'gen einzig nur in diesen Tagen,
Dass dort die Eitelkeit den Geist der Zeit betrügt!
Nun eile hin mein Geist auf kühnen Schwingen,
Wo dort der Elsterstrom bei Rössen fliesst!
Und lass die Pyramiden mich besingen,
So weit sie die Natur mit Herrliehkeit begrüsst!
Sieh! was die Kunst hier bildlich demonstrirte,
Zeigt uns noch göttlicher dort die Natur!
Und wem der Anbliek dort das Herz nicht rührte,
Bei dem entdeckt vom Hoehgefühl sieh keine Spur! —
Wenn dort die Sonne sich zum Absehied vorbereitet,
Ihr letzter Purpurschein die Gräber überstrahlt;
Zum Flüstern sanfte Luft der Bäume Laub verleitet,
Schon jeder Gegenstand gedehnte Sehatten malt,
Und auch der Schäfer hier aus seiner sanften Flöte
Nunmehr das letzte Lied verhallen lässt!
Das bei dem letzten Schein der Abendröthe,
Durch düst're Schatten trägt ein lauer West!
Da mag sich wohl der Geist zu Gott erheben,
Und denken an des Lebens Niehtigkeit!
An diese Nichtigkeit, die zu versichern sieh bestreben
Noeh Heidengräber in der neu'sten Zeit!

Inhalt.

IV.

Schlussbemerkungen.

V.

Nachtrag.

VI.

Erklärung der Abbildungen.

I.

Zahl, Lage und Beschreibung der auf dem rechten Elbufer, unweit dem Ausfluss der schwarzen Elster gelegenen heidnischen Tempel, unter den Namen: Burgwälle, oder Burgerte bekannt, nebst einigen Bemerkungen.

Die Erdaufwürfe in verschiedener, mehrentheils aber in runder Form, welche man unweit der schwarzen Elster im Herzogthum Sachsen trifft, wurden zeither, ob sie gleich weder Brustwehr, noch Schiessscharten haben, und an Orten getroffen werden, wo nichts davon beherrscht werden kann, dennoch als gewöhnliche Schanzen, und als Beherrschungs- oder Vertheidigungspunkte betrachtet. Ich besichtigte mehrere davon genau, überlegte die Sache reiflich, und fand bald, dass andere Gründe des Aufbaues solcher Werke statt finden mussten. Von mir, mit Zuziehung mehrerer meiner in der Vorrede gedachten Freunde, angestellte Nachgrabungen zeigten bald klar, dass ich nicht geirrt hatte, und diese Werke einen heiligen Zweck zum Grunde haben mussten, also nicht Festungen, sondern Tempel unserer heidnischen Urväter waren, so sehr sie auch in

der Form und Bauart von den Tempeln der Altgriechen und Römer abwichen.

Wir zählen deren dreizehen in gedachter Gegend. Sie haben verschiedene Gestalten, doch grösstentheils sind es Rund- oder Ringelwälle, innerlich einen schönen, freien, amphitheatralisch gestalteten Platz enthaltend. Der Wall ist von verschiedener Höhe und Durchmesser. Von solchen Götzen-Tempeln, Opferherden oder Opfer-Altären liegt der vorzüglichste, und noch ganz gut erhaltene auf der Mitte des Weges, welcher von der Stadt Schlieben nach Malitzschkendorf führt; die genauere geographische Lage desselben zeigt Fahne 1. auf der angehangenen Charte. Der zweite steht am Wege, welcher von Gehren nach Gosmar leitet, anderthalb Stunde südwestlich der Stadt Luckau, und fällt also auf Niederlausitzer Grund und Boden, was die mit 2. bezeichnete Fahne genauer an das Licht stellt. Ein dritter liegt zwischen den Dörfern Oschätzchen, Cröbeln und Codelenzien, unweit Liebenwerda, im sogenannten Zigrambusch, in Urkunden von 1500 der Zigramhain genannt.

Leider ist dieser schöne Burgwall, wie dies Werk jetzt auch genannt wird, im Anfange des 17. Jahrhunderts durch einen Durchstich von der Reder, um dem Wildpret Wasser zu verschaffen, einigermassen ruinirt, und unter Wasser gesetzt worden; auf der Charte ist er deswegen nicht bemerkt, weil sich dieselbe nicht bis auf diese Gegend erstreckt. Zwei andere liegen dicht bei dem Dorfe Waldo, nordöstlich der Stadt Dahme. (s. die 3. Fahne auf der Charte). Noch zwei dergleichen sind bei dem Dorfe Liepa errichtet, 2 Stunden nordwestlich der Stadt Dahme, und werden von der 4. Fahne angezeigt; der eine ist abgetragen und jetzt kaum noch

bemerkbar, der andere aber noch gut erhalten. Von da aus 5 Stunden südwestlich, zwischen den Dörfern Steinsdorf, Lindwerda und Kleinkorga, zeigen sich dem Forscher zwei ähuliche Werke, die von der Fahne 5 und 6 auf der Charte, hinsichtlich ihrer Lage genau bestimmt werden. Nachdem wir von da aus, in südwestlicher Richtung weiter fort, die schwarze Elster überschritten haben, finden wir den zehnten dieser Tempel in Rundwallsform am Neugraben, unweit der Gerbsmühle, 1 Stunde westlich von Annaburg, auf der Charte unter der 7. Fahne nachzusehen. Das eilfte Werk der Art in gedachter Gegend, liegt gleichfalls auf dem linken Ufer der schwarzen Elster, unweit dem Dorfe Falkenberg, ¾ Stunden westlich der Stadt Uebigau, wie dies die 8. Fahne angiebt. Der zwölfte dieser Tempel liegt eine Stunde südsüdöstlich der Stadt Luckau, dicht bei dem Dorfe Fresdorf, und der 13. bei Giessmannsdorf, eine Stunde nordwestlich von Luckau. Auf der Charte sind diese beiden deswegen nicht angezeigt, weil sie in Luckau unter den Namen: Schweden-Schanze (aus Sueven-Schanze nach und nach entstanden) bei Fresdorf und Giessmannsdorf von jedermann gekannt sind und leicht nachgewiesen werden können.

Was den obgedachten schönsten, grössten und ganz unbeschädigt erhaltenen, zwischen Schlieben und Malitzschkendorf gelegenen Tempel dieser Art betrifft, worüber man, um dessen Figur genauer kennen zu lernen Fig. 3. auf Taf. I. nachzusehen hat, so wurde selbiger zuerst von uns genau untersucht. Dies schöne, mit den übrigen kleinern von Nordwest bis Südost in 2 bis 4 Meilen weiter Ferne umkreiste, sehr viel menschliche und thierische, mit Ausdauer verbundene Kraft zum

Aufbau nöthig gehabte Werk, liegt, sich bescheiden versteckend, mitten in einem Sumpfe, der meilenweite Länge und mitunter die Breite von einer halben Stunde hat. Um so erhabener war der Gedanke es hier aufzuführen. Das Ganze bildet ein länglichtes, von Norden nach Süden sich erstreckendes Rundtheil, auf dem Walle von 639 Schritten im Umkreise. Der Wall kann von aussen die Höhe von 9 bis 10, an manchen Orten wohl 12 Ellen haben, und hält etwa 12 bis 18 Ellen im Durchmesser. Nordöstlich und südwestlich findet man eine schmale Vertiefung im Walle, der innern Fläche ziemlich gleich, welche wenigstens jetzt, als der Ein- und Ausgang betrachtet wird. Der innere Raum bildet einen länglicht runden, etwa 4 bis 5 Ellen mehr, als die äussere Grundfläche des Walles erhabenen Kessel, welcher in der Mitte wiederum, jedoch sehr unmerklich, erhaben ist, und dessen Seiten nach allen Richtungen gegen den Wall zu, sich nur in sehr schreg sanfter Richtung erheben, und auf solche Art denselben von innen ganz bequem ersteiglich machen, dagegen solcher von aussen schroff hinauf läuft, und nicht so leicht, wie hier, ersteigbar ist. Von Schiessscharten, oder einer Art Brustwehr ist keine Spur daran zu finden.

Nordöstlich liegt diesem Heiligthume ein schöner, fast viereckigt gestalteter, freier, über die Sumpffläche wenig erhabener, aber doch trockner Rasenplatz nahe zur Seite, der ebenfalls mit Sumpf ringsum umgeben ist, welchem nach kurzer sumpfichter Unterbrechung, noch ein dem ähnlichen zweiter dergleichen Platz wie ersterer, ebenfalls mit Sumpf umgeben, folgt, der noch weit grösser ist als der erst gedachte, und wohl füglich

mehrere Regimenter aufmarschirt, fassen kann. *) Von erstgedachtem Platze aus, führt ein breiter, flacher, jetzt nur noch in grossen Bruchstücken, vorhandener Wall eine Viertelstunde weit durch den mit Laubholz üppig bewachsenen, und schön geschlossen bestandenen Sumpf, der jetzt, obgleich neuerlich mehrere Abzugsgräben angelegt sind, dennoch zu manchen Jahreszeiten mit vieler Beschwerde zu durchwaten ist, früher aber wahrscheinlich gar nicht zu passiren war, bis an das trockene Land.

Dieser Pfad hat bis auf diese Stunde den Namen: der heilige Steig, und war ungefähr bis vor 40 Jahren der einzige Weg, auf welchem man durch gedachte Sumpfgegend, bis an diesen nur mit dem blauen Himmelszelte gedeckten Tempel gelangen konnte (s. die 9. Fahne auf der Charte). Das oben gedachte Land, an welches der heilige Steig führt, ist indess wiederum, als eine mit einigen Sandbergen gezierte, sehr fruchtbare, mitten in einem Sandlande gelegene, mit Sumpf oder Wiesen umkreiste, grosse Insel, die blos an ihrer Nordostspitze in früherer Zeit, als noch die nöthigen Abzugsgräben, um das Sumpfwasser abzuleiten, fehlten,

*) Diese Werke waren früher in ein bis zweihundert Schritte weiter Entfernung noch mit einem Kranze von ganz einzeln liegenden, in den Sumpf anscheinlich mit unbeschreiblicher Mühe und Anstrengung hineingeschafften, sehr mächtig grossen Granitsteinen umgeben, welche aber in neuer Zeit nach und nach gesprengt und zu Grundlagen von Häusern verbraucht wurden, so dass nur noch einige wenige davon angetroffen werden, wobei einer ist, der Staunen erregt, wie er dahin geschafft werden konnte. Auch dieser ist schon angebohrt und mit seinem Untergange in kurzer Zeit bedrohet, so sehr ich für dessen Erhaltung bat.

zugänglich gewesen zu sein scheint. Hier findet man 9 noch sehr sichtbare, hintereinander liegende Walllinien, welche: die Landwehr jetzt heissen (s. Fahne 10 a.). Unmöglich können solche Linien früher zum militärischen Zweck gedient haben, da sie dicht hintereinander und nahe an einem Sandberge angebracht sind, von wo aus sie stets beherrscht werden konnten, und selbst nichts zu schützen vermochten. Ich glaube demnach, dass sie einen andern Zweck haben mussten, nämlich dazu dienten, um auf das Herz zu wirken, und bei dem, welcher das unweit davon liegende Heiligthum betreten wollte, und diesen Punkt passiren musste, schon gewisse Vorgefühle zu erregen. Ich denke mir, der Lage nach, die Sache so: Bevor man zum Tempel kam, war erst dieser Punkt zu passiren; von da aus gelangte man zum sogenannten heiligen Steige, der durch den Sumpf wieder auf die schönen, grünen Vorplätze desselben führte, wo diejenigen Raum zum Warten, sammt ihren Opferthieren, fanden, welche nicht alle zugleich zum Allerheiligsten gelassen werden konnten, eine so grosse Menge auch auf einmal in demselben auf der inneren Seite des Walles Platz hatte, die auf dem grossen inneren Raume verrichteten, heiligen Handlungen vollkommen zu übersehen. Hierbei ist jedoch zu bemerken, dass das Erdreich der gedachten Vorplätze, oder Vorhallen viele kleine Urnenscherben enthält, solche aber im Erdboden der Landwehren fehlen, also von ersterem der Beweis meiner Annahme eher zu führen ist, als von letzteren.

Durch wiederholtes, vier Ellen tiefes Eingraben auf geschilderten, innern Raume des verwallten, nur mit dem Himmelsdache überbauten, und aus solchem Grunde

um so mehr das Herz ergreifenden Werkes ergab sich folgendes: Die erste und oberste, ½ bis 1 Elle starke Schicht Erdreich besteht aus reiner Moorerde, dann folgt eine eben so starke Schicht gemengtes Erdreich, mitunter auch Eichen- und andere Kohle und Asche damit vermengt; die dritte Schicht, welche man nach dieser durchgräbt, ist nicht so stark, als die beiden ersten, fehlt auch hier und da ganz, und besteht aus einem fest zusammengedrückten, und daher nur mit Anstrengung zu durchstechenden Gemenge von Asche, mitunter auch etwas Thon und Lehmklumpen sehr einzeln darunter. Nach dieser trifft man hier und da eine Lage von sehr reinen, weissen Mergel, oder statt dessen, gelben Sand, worauf Triebsand und Wasser folgt.

Bei solchem Forschen durch Eingraben, finden sich schon in der obersten Moorschicht eine Menge Scherben, von irdenen, sehr mannigfaltig gestaltet gewesenen Gefässen, die aber, wie auf den ersten Blick zu erkennen, unserem Zeitalter keineswegs, sondern einem sehr hohen Alterthume angehören. Die mehresten sind von gleicher Masse, wie die der gewöhnlichen Aschenurnen, wenn gleich sehr verschiedenartig im Bruche. Auch hier schon findet man hin und wieder gewöhnliche Feldsteine mit untermischt, die zum Theil gebrannt sind, besonders Feldspath, stark mit Glimmer untermischt. In der zweiten Erdschicht nimmt die Zahl obgedachter Scherben so zu, dass auch nicht der geringste Spatenstich, oder Hackenschlag zu thun ist, ohne eine Menge noch mehr zu durchbrechen, als dies schon geschehen ist. Mit Mühe und Vorsicht bringt man in höchst seltenem Falle noch die mehresten Scherben zusammen, woraus dieses, oder jenes hier ruhendes Gefäss bestand.

Ganze Gefässe trifft man sehr selten, und nur 10 dergleichen sind erst von dort der Erde enthoben, wovon sich auf Taf. I. unter Fig. 17 bis 19. einige davon in Zeichnung befinden. Nie steht indess ein dergleichen Gefäss in richtiger Stellung, sondern alles liegt bunt untereinander herum, wie es beim Hineinwerfen gefallen sein mag. Halbe Geschirre, so wie grosse Bruchstücke kommen öfterer vor. Unter solche Scherbenmasse mischen sich überdiess viele Knochen von Ochsen, Pferden, Schweinen, Hirschen, Rehen, Bibern, Ziegen, Hundartigen und andern, ja mitunter sehr kleinen Thieren, und wie es uns geschienen, zuweilen auch von Vögeln, so wie eine Menge Eberzähne, Hirschgeweihe (ganz und in Bruchstücken) Rehgeweih, Ochsen- und Ziegengehörne, Schaufeln von Elenthieren und Dammhirschen, u. s. w. wovon alles das was wohl erhalten zu Tage kommt, sich in halb versteinerten Zustande befindet, nachdem es vorher eine Art Feuerprobe auszuhalten genöthigt gewesen zu sein scheint. Von Menschengebein ist indess bis jetzt nicht die geringste Spur darunter zu finden gewesen.

Einzeln finden sich unter diesen allen knöcherne Pfeilspitzen, auch viele andere aus Knochen spitz gearbeitete Geräthe von solcher Art. Auch Nadeln von Knochen, Eisen, oder vielmehr einen dem ähnlichen Metalle, und von Bronze, am öftersten aber knöcherne Nadeln, bald mit, bald ohne Knopf, mitunter auch mit einem Oehr versehen und künstlich gearbeitet, findet man darunter. Hierüber sind die Figuren unter 4 bis 13, sowie unter 21 bis 25 auf Taf. I. nachzusehen.

Eisenstücke kommen nur selten vor, dennoch traf es einigemal, dass dergleichen gefunden wurden, und

Wurfspiess- oder Lanzenspitzen ehemals abgegeben zu haben schienen, aber vom Roste mitunter sehr zerstört waren. Nur eine einzige, eigengestaltete Messerklinge von feinstem Stahle, worauf keine Feile haften will, und ein Bruchstück von einem Messer oder Sichel wurde noch wohl erhalten zu Tage gebracht, was sie wohl der Lage, in einer starken, trocknen Aschenschicht zu danken haben mochten. (S. 14 und 15. auf T. I.)

Ausser den schon erwähnten Nadeln von Bronze fand sich auch ein starkes Bruchstück von dergleichen Metall, was aber, durch grünen Rost zu sehr mitgenommen, seine gehabte Figur nicht genau mehr errathen liess; wahrscheinlich hatte es einem grossen, fingerstarken, gewundenen Ringe angehört.

Auf einigen Stellen liegt der gebrannte, reine Weitzen, zuweilen mit Erbsen untermengt, in anderthalb bis zweielliger Tiefe in starken und schwachen Schichten, einmal auch mit einem zerschlagenen, grossen, metzenförmig gestaltet gewesenen, irdenen Gefässe umschlossen, desgleichen auch der Hirsen. Zuweilen kamen gebrannte Eicheln darunter vor, was alles noch ganz gut erhalten ist. Hier und da trifft man wieder Weitzen, Hirsen und Erbsen, in nämlicher Tiefe, dünnschichtig und mit viel Asche vermengt, so, dass der Augenschein das hier statt gefundene Verbrennen des Getreides in der Garbe, oder im Stroh klar darstellt. Dabei liegen zuweilen platte Urnenscherben mit vielen Löchern, gleichsam Siebboden vorstellend. Das vorerwähnte Messer, welches zerbrochen ist, aber eine Sichel gewesen zu sein scheint, lag ebenfalls dabei.

Wirtel, oder Wörtel, ganz wie unsere dermaligen noch sind, welche zur Beschwerung der Spille gebraucht

werden, trifft man unter dem Befunde an, so wie 3 und 4 kantige, absichtlich so bearbeitete Schlagsteine, Streitäxte mit einem runden Loche von Granit, und dergleichen, Schlagkugeln von gebrannter Erde, durch deren Mitte ein rundes Loch geht, auch dergleichen ähnliche Stücke von starken Hirschgeweihen, mit zwei dergleichen Löchern, und andere viereckig gearbeitete Stücke Hirschhorn, desgleichen abgeschnittene und zum Theil polirte Hirschhornspitzen, am starken Ende mit einem Querloche, wahrscheinlich als Amulette in Gebrauch gewesen, mitunter vorkamen; dasselbe gilt von runden Schleidersteinen verschiedener Grösse, mitunter sehr mit Fleiss durch Menschenhand bearbeitet und abgeschliffen, nicht selten aber auch blos von der Natur so geformt. Auch thönerne Scheiben in der Mitte mit einem runden Loche, gleich Wurfscheiben, sind nicht selten hier zu treffen. (S. 25 bis 31. auf Taf. I.) Auch eine zerbrochene Giessform von Wasserblei wurde hiermit aufgefunden.

An manchen Stellen stösst man beim Nachgraben, ebenfalls in anderthalb bis zweielliger Tiefe auf einen von gebrannten Lehmplatten gepflasterten Herd, worinne bei dem einen, ein, in Form einer Pauke gestalteter, grosser Feldstein eingemauert war, und dessen gerade Fläche nach oben gerichtet stand. Die Platten selbst hatten eine ganz ungeregelte Form, alle aber unten einen Kamm, wodurch sie in der unter sich habenden Erde unverschiebbar fest liegen. Auf einem dieser Herde fanden sich in einer Aschenschicht unzählige Knochen, besonders von Schweinen, Eberzähne und eine Schicht von einer Masse, welche nichts anders, als verkohlter Speck sein konnte. Auch eine Art unver-

brennbare, und schon im Feuer augenscheinlich gewesene Brodkugeln, aus grob geschrotenem Getreide mit fetter Erde vermengt, trifft man mitunter. Deutlich ist der Saame zu erkennen, der hier eingemischt ist, besonders der Hafer, der noch in halben Körnern darunter getroffen wird.

Unter den, in den verschiedenen Erdschichten der Erde, hier sehr häufig und durchgängig untermischt sich befindenden Scherben, finden sich oft Stücke von der Stärke eines reichlichen Zolles, welche nach der stückweisen Zusammenstellung sehr grossen Gefässen angehört haben mussten. Manche Stücke zeigen sich im Bruche violenblau, und sind so leicht, wo nicht leichter, als Bimstein, schwimmen daher, wie Kork auf dem Wasser; andere sind dagegen wieder sehr schwer, und noch andere haben schon eine Art Glasur, die aber von der unsrigen sehr abweicht, und solcher weit vorzuziehen ist, da sie dem Gefäss gleiche Glätte giebt und dennoch nicht so leicht abblättert, ob sie gleich 1 bis 2000 und vielleicht noch mehr Jahre in feuchter Erde lag. Kurz die Töpferkunst zeigt sich hier von der allergröbsten, bis zu einer feinern, auch uns mitunter verloren gegangenen, und nicht mehr nachzuahmen möglichen Art. Die feinsten Bruchstücke kommen dem alten Böttcherschen Meissner Porzellan schon sehr nahe, und die Figuren müssen, aus den Bruchstücken zu schliessen, sehr mannigfaltig, und mitunter sehr gefällig gewesen sein. An Füssen, Knöpfen, besonders an Handhaben, oder Henkeln konnte es den hier zertrümmert ruhenden Geschirren im ganzen Zustande nicht gefehlt haben, wie dies der Befund klar zeigt. Henkelstücke finden sich unzählige. Manche der Henkel sind nicht nur angeklebt

und nachher angebrannt, sondern auch überdiess noch mit einer starken thönernen Niete versehen, um deren Haltbarkeit zu sichern.

Seltene Scherben sind marmorirt und polirt, andere haben wieder mancherlei Figuren auf ihrer Aussenseite, welche aber gewöhnlich blos in Zügen, Strichen, Dreiecken, Punkten, Bandlinien und Fingereindrücken, wobei sich oft ein starker Nagel deutlich ausdrückt, bestehn, jedoch immer regelmässig geordnet sind. Ein einziger grosser Scherben fand sich darunter, auf welchem ein Wagenrad nur mit vier Speichen, im Kreuz gestellt, in erhabener Arbeit, und in der Grösse eines ganz grossen Speciesthalers, deutlich und unverkennbar ausgedrückt und dargestellt war. (S. Fig. 35 auf T. II.)

Aus den Randbruchstücken ergiebt sich ebenfalls, dass auch hierbei Mannigfaltigkeit statt fand. Die mehresten sind zwar ohne allen Prunk; allein man trifft nicht selten auch gewundene Randstücke; andere haben mancherlei Ausschweifungen, und noch andere sind recht zierlich nach aussen und innen verbogen; so wie wiederum andere Flaschenhälsen gleichen. Hier und da finden sich an den Rändern noch aufgetragene, sehr erhaben gearbeitete Verzierungen in Reifenform.

Die aufgefundenen Pferdeknochen von Kopf und Fuss des Thieres, verrathen einen sehr kleinen Schlag, wogegen die grossen mächtigen Hirschgeweihe, und mitunter zum Erstaunen gross gestalteten Eberhauzähne das Gegentheil deutlich an den Tag legen. Auch Gehörn von Thieren aus dem Ziegengeschlecht findet man, wovon sich aber nichts Besonderes abnehmen lässt. Die in angehender Versteinerung begriffenen, und mithin dadurch gleichfalls erhaltenen und gefundenen knöchernen

Theile der Ochsenhörner, sind bald von ausserordentlicher Grösse, bald wieder auch sehr klein, und zeigen daher eine sehr grosse Verschiedenheit des Rindviehgeschlechts an. Soviel lässt sich abnehmen, dass die Hörner, bei den grossen hier schlafenden, und wahrscheinlich als Opfer gefallenen Ochsen, zu beiden Seiten des Kopfes gerade aus, und fast ganz horizontal gestanden haben, auch wenig gekrümmt gewesen sein können; dies bekundeten wenigstens die ausgegrabenen Kopfbruchstücke, denen noch das knöcherne Horn anhing.

Nach einer oberflächlichen Schätzung mögen in diesem ganzen, eingewallten amphitheatralisch gestalteten und genau geschilderten Raume, 1000 und mehr Fuhren Knochen, Scherben und Steine, Weitzen, Hirsen, Erbsen, Eicheln, Kohlen und Asche ruhen. Viel Steine trifft man nicht darunter, und nur selten dergleichen, etwas über die gewöhnliche Faustgrösse. Der den Ort umgebende Sumpfboden hält gar keine Steine; es müssen daher dieselben aus ziemlicher Entfernung hierher gebracht worden sein.

Unter den Scherben befinden sich auch halbe und drittel Bruchstücke von einem Ganzen, welche klar zeigen, dass sie von Geschirren sind, die mehrere Abtheilungen in sich hatten, folglich bestimmt waren verschiedene Gegenstände in sich zu fassen, ohne dass Untermengung statt finden konnte; deren giebt es jedoch nur wenige.

Nach zweielliger Tiefe nimmt das Vorfinden der Scherben, Knochen und andern Geräthe, wieder merklich ab, und hört in dreielliger Tiefe in der Regel ganz

auf. Ausnahmen davon, kamen uns wenigstens bei sehr vielfältigen, gemachten Einschlägen nicht vor.

Der Inhalt des Walles ist nicht genau untersucht worden, weil wir darinnen keine sonderlichen Resultate vermutheten, und das Durchwühlen desselben zu viel Mühe und Kostenaufwand verursacht haben würde. Durch oberflächliches, ellentiefes Eingraben kam nichts zu Tage, als gewöhnlicher Moorboden, hier und da ein kleiner Stein, oder Scherben darunter.

Die beiden im Eingange gedachten Vorplätze, oder Vorhallen des Werkes, sind nicht ununtersucht geblieben, und bestehen aus Erdreich, was nicht in diesen Sumpf zu gehören scheint, hier und da mit vielen kleinen Urnenscherben, aber keinen Knochen untermischt.

Die auf der Charte mit Fahne 5 und 6 bezeichneten Burgerte oder Burgwälle, sind von meinem schon gedachten verstorbenen Bruder, dem Prediger M. Wagner in Lebusa und dem Schullehrer Schmidt in Schlieben im Jahre 1826 untersucht worden; sie gaben gleiche Resultate wie der hier in Frage befangene, nur in weit geringeren Grade, und weichen auch in Form und Grösse von diesem ab; denn sie sind weit kleiner und haben die Gestalt eines Hufeisens.

Die Erdverwallung, deren genaue geographische Lage die 8. Fahne auf der Charte angiebt, besteht aus zwei zusammengeschobenen Quadraten, einem grössern und einem kleinern, von welchen der innere Raum des kleineren, zwei Ellen mehr durch Erde erhöhet ist, als der des grösseren, also beide blos durch eine zweiellige Stufe innerlich geschieden werden. Beide bilden indess ein Ganzes und heissen die Wahlberge. Herr Boniteur Janke in Schlieben übernahm es, das Werk durch Erd-

einschläge genauer zu untersuchen, und fand eben das, wie im Burgwalle bei Schlieben; aber in weit geringerem Maasse.

Ein gleiches gilt auch von den beiden Burgerten bei Giessmannsdorf und Fresdorf, unweit der Stadt Luckau. Durch die Güte des Gymnasiasten Herrn Merkel mit Zuziehung noch einiger anderen Schüler, die grosse Vorliebe zum Alterthumsstudium zeigten, wurden diese Werke auf mein Ersuchen, durch Eingraben untersucht. Viele Urnenscherben mit und ohne Verzierung, Knochen von mancherlei Thieren, gebrannter Weitzen, und eine starke Aschenschicht fand sich darinnen vor. Beide gehören zu den kleineren, haben aber hohe Wälle. Der Burgwall bei Giessmannsdorf bildet einen runden Ringel mit zwei schmalen Eingängen von der Süd- und Nordseite her, dagegen der bei Fresdorf ein abgerundetes Viereck vorstellt, welchem an einer Seite noch eine Schanze in Halbmondform vorliegt. Beide liegen tief auf Wiesenboden.

Die sieben übrigen Burgerte sind noch ununtersucht geblieben, werden aber bei einer genauern Untersuchung, wahrscheinlich eben das zu Tage legen, was das schönste dieser Werke, zwischen Schlieben und Malitzschkendorf gelegene, den Augen gewährte. Die Formen sind von diesen allen rund, oder oval, und das Aeussere zeigt, dass alle eins und dasselbe sind.

Berücksichtigt man alles das, was durch die Untersuchung einiger dieser Erdaufwürfe oder Burgerte gewonnen, und hier mitgetheilt worden ist, so ergiebt sich daraus folgendes klar:

1) Es wurden einst in diesen Werken, gottesdienstliche Verrichtungen vorgenommen und Opfer gebracht; also

sind es Tempel vor christlicher Zeit, ob sie gleich keine andere Decke haben, als das unergründliche, und über alles erhabene Sternenmeer, und daher von allen andern sehr abweichen, dennoch aber vielleicht stärker auf das Herz wirken konnten, als andere, wenn man nach oben schaute. — Dies liegt durch den Befund so hell am Tage, dass, nach meiner Ansicht, gar kein Zweifel mehr übrig bleibt und eine weitere Erörterung überflüssig sein dürfte.

2) Diese Tempel waren einst sehr lange, ja wahrscheinlich Jahrhunderte im Gebrauch. Zu dieser Schlussfolge finde ich nöthig, die Sache besser auseinander zu setzen und meine Gründe genauer mitzutheilen; sie sind folgende:

Der Raum im Tempel dieser Art, welcher unter dem Namen Burgwall, zwischen Schlieben und Malitzschkendorf liegt, ist sehr gross und gleichwohl waren die Resultate des Eingrabens an allen Orten in demselben gleich. Es musste also ein grosser Zeitraum verfliessen, bevor man nur einmal mit Anfüllung solcher Opfer durchkam. Eine bedeutende, zuweilen eine halbe Elle starke Aschenlage mit Eichen- und anderer Kohle untermengt, fand sich aller Orten in ziemlich gleicher Tiefe, desgleichen die Opfergabenüberreste, insoweit sie von der Zeit noch nicht verzehrt waren. Eine so starke Aschenlage scheint mir durchaus nicht von einmaliger Feuerung als Rückbleibsel möglich, sondern lässt sehr wahrscheinlich annehmen, dass dies auf ein und derselben Stelle, zu gleichem Zwecke öfters wiederholt wurde, und man also von vorn anfing, wenn man einmal durch war. Die Untermengung der Scherben, Knochen und Geräthe in allen Erdschichten, schon

von oben herein, beweisen gleichfalls ein öfteres Durchwühlen und machen diese Ansicht noch annehmbarer. Wenn nun schon zum einmaligen Durchkommen mit solchem Verfahren viele Jahre erfordert wurden, um wieviel längere Zeit erforderte es, wenn ein zehnmaliges Wiederholen gedacht wird, was hier gewiss statt gefunden hat, und der Augenschein an Ort und Stelle recht klar darthut. Denn ich glaube nicht zuviel anzunehmen, wenn ich, wie schon einmal bemerkt, sage: 1000 Fuhren Scherben, Steine, Knochen und andere Dinge ruhen hier. Wie viel mag ausserdem durch das Feuer und die Zeit in Staub und Asche verwandelt darunter begraben liegen! Auch das lässt einigermassen auf mehrjährigen Gebrauch schliessen, weil die gefundenen Scherben von der grössten Rohheit der Töpferkunst, bis schon auf einen sehr verfeinerten Grad in Masse, Form und Arbeit übergehen, ja zuweilen schon Politur und eine Art Glasur haben.

3) Die Opfer wurden nicht auf, sondern in der Erde gegeben. Die Gründe warum dies angenommen werden müsse, sind: weil die obere Erdschicht aus blossem Moor besteht, und sich da keine Spur von Asche und Kohle zeigt, sondern die Aschenschicht erst in 1½ bis 2elliger Tiefe gefunden wird, man in solcher Tiefe hier und da erst auf wirkliche gepflasterte Herde stösst, die mit Asche, Kohlen, gebrannten Knochen, verkohlten Speck, und dergleichen stark belastet sind.

4) Man bediente sich beim Opfern eines gewaltigen Feuers, und bewirkte dadurch eine möglichst starke Gluth.

Diesen Satz beweisen zusammengeschmolzene Urnenscherben und verglasste Steinmassen, die sich beim

Aufgraben hier und da finden, so wie, dass die gefundenen Opferherde sehr von der Hitze mitgenommen sind, und viele in der Aschenschicht gefundene Steine sogleich in groben Sand zerfallen, also stark geglühet haben.

5) Das Opferfeuer wurde gleich mit Erde verschüttet, sobald das Opfer selbst hineingeworfen und von solchem verschlungen war.

Wäre dies nicht geschehen, so müsste alles ganz zerstört und nicht bis auf unsere Zeit erhalten worden sein. Der Weitzen und Hirsen, desgleichen die Eicheln, Erbsen und dergleichen Früchte müssten sich in Asche verwandelt haben, und wir könnten dieselben nicht blos verkohlt, in Schichten liegend finden. — Die Knochen hätten wenigstens ihre Form verloren, und dem hier und da noch dabei gefundenen Geräthe würde die Politur und Gestalt nicht geblieben sein; Metallsachen wären geschmolzen u. s. w. Die Urnenscherben, welche zuweilen ganz verschmolzen darunter gefunden werden und die verglassten Steinstücken beweisen nichts dagegen, weil diese Gegenstände wahrscheinlich von frühern hier gegebenen Opfern herrühren und daher vermuthlich die ganze später wiederholte Feuergluth zufällig zu erdulden hatten.

6) Nicht blos Getreidearten, Eicheln und Fleisch, sondern auch Hausgeräth, Schmuck, Waffen, Spielsachen und bei jedesmaliger heiliger Handlung einige Feldsteine wurden hier geopfert.

Dieser Satz liegt klar am Tage, wenn bedacht wird, dass nicht allein gebrannter Weitzen, Hirsen, Eicheln und viele Knochen, sondern auch ein sichelartiges, eisernes Geräth, thönerne Siebboden, (wenigstens

konnte man es für nichts anderes halten) Wirtel, knöcherne Pfriemen, Messer, knöcherne Nähnadeln, Nestnadeln von Knochen (wie sie hier und da auf dem Lande von Mädchen noch getragen werden) bronzene Nadeln und Griffel, knöcherne Pfeilspitzen, Schlagsteine, Streitäxte, Wurfscheiben, knöcherne und eiserne Lanzenspitzen, und mitunter immer einige gewöhnliche Feldsteine dabei gefunden wurden, welche letztere die sumpfigte Umgebung gar nicht hat, also mitgebracht werden und zum Ganzen unbedingt gehören mussten, indem man diese vermuthlich nachwarf, um zu zertrümmern, was der Zufall von den mitgeopferten, thönernen Gefässen ganz gelassen hatte, um dadurch seine freie Hingebung recht klar an den Tag zu legen.

7) Menschenopfer fielen hier wahrscheinlich nicht vor.

Ein so genaues Augenmerk auf diesen Gegenstand bei den vielfältigen Nachgrabungen ich auch stets gerichtet habe, war es mir doch nie möglich eine Spur von Menschengebein unter der grossen Masse ausgegrabener Knochen zu entdecken. Aus solchem Grunde glaube ich annehmen zu dürfen, dass die grausame Gewohnheit Menschen zu opfern in diesem Tempel wahrscheinlich nicht statt fand.

8) Ackerbau, Viehzucht, Spinnerei an der Spille, Nähen, wenn gleich nur mit knöchernen Nadeln, also eine gewisse Häuslichkeit galten, und mancherlei Künste blühten schon, da diese merkwürdigen, uralten Denkmale vorchristlicher Zeit als Tempel im Gebrauch standen.

Dies zeigt der Befund hell, wenn bedacht und berücksichtigt wird, dass völlig gereinigte Getreidear-

ten, als Weitzen, Hirsen und dergleichen, in starker Schicht ausgegraben, desgleichen nicht nur Knochen von vielen wilden, sondern auch von mancherlei Hausthieren, als grosse und kleine Rinder, Schweine, Ziegen und Pferde, so wie Spinnwörtel, bronzene und knöcherne Griffel, Nadeln (auch Nähnadeln mit einem Oehr) Pfriemen und dergleichen, mitunter sehr sinnreich und geschickt gearbeitet, ja schon polirt, gefunden wurden. Dass die Metallgeräthe nicht fremde Arbeit war, und man die Rothgiesserei im Lande schon kannte, zeigt die gefundene Form von Wasserblei. Waren dergleichen Sachen von den Römern erkauft oder erobert, so hätte man die Form dazu doch wohl nicht zugleich mit bekommen. Also nicht allein die Römer waren damals nur klug. —

9) Man führte zur damaligen Zeit mitunter Wagen oder Karren, deren Räder nur 4 Speichen, im Kreuz stehend, hatten, und an welchen die Felgen folglich aus einem einzigen gebogenen Stücke, mit beiden Enden fest zusammen gefügt, bestanden, weil anders ein vierspeichichtes Rad nicht getragen haben würde.

Dieser Schluss folgt daraus: weil ein grosses Bruchstück von irgend einem Gefäss, die deutliche und klare Abbildung eines dergleichen Rades, in erhabener Arbeit und in nicht kleiner Form auf sich trägt.

II.

Lage, Zahl, Gestalt und innere Beschaffenheit, der auf den beiden Ufern der schwarzen Elster, unweit dem Ausfluss derselben, gelegenen, heidnischen Grabmale.

Ausser den vorgedachten merkwürdigen Tempelwerken unserer Urvorfahren, ist die Gegend, wo diese der Zeit trotzen, auch sehr reich an Grabmälern, wahrscheinlich aus gleichem Zeitalter, und stehen aus diesem Grunde mit jenen Werken vermuthlich im Zusammenhang. Es bestehen diese Monumente, wie gewöhnlich, aus zirkelrunden Hügeln, bald mehr, bald weniger erhaben. Gewöhnlich sind diese Hügel sehr flach und man bemerkt wenig Spur von einem Graben, der dieselben umkreist, doch aber allezeit eine scharf abgeschnittene Linie um solche, wodurch sie ihre Grenze genau anzeigen, wenn sie unbeschädigt sind. Indess finden sich davon auch Ausnahmen, denn mitunter sieht man dergleichen Hügel auch, die fast kugelförmig aufgeführt sind, und von einem Graben umkreist werden, durch welchen ein bis vier erhöhete Zugänge von der Morgen- und Mittagseite laufen. In viereckigter Form sind sie ganz selten, und nur einer, und zwar der allergrösste im Umkreise befindet sich hier unter einer Zahl von 700 und darüber. Sämmtliche Grabmäler haben, wie in manchen Gegenden, keine Steinkränze, so wie auch die darinne befindliche Ruhestätte nur äusserst selten mit Steinen ausgesetzt ist, wenn sich gleich hier und da Steine unregelmässig eingelegt in dem Hügel befinden. Ganz gewöhnlich sind die Hügel blos von groben Sande auf-

geworfen, in welchem es sich leicht gräbt; darinne trifft man im Mittelpunkte, nie anders, den Ruheort der Bestatteten. Eine solche Bestattung besteht in der Regel aus einer oder mehreren Aschenurnen, bald vielen, bald wenigen Beigefässen und anderen Hausgeräth, Waffen, Handmühlen und Schmuck: letzterer befindet sich in der Regel, so wie bronzene Messer, Griffel, geschliffene kleine Steinchen mit Löchern u. s. w. unter der Asche in den Urnen. In einigen ist der Sand da, wo diese Asche ruhet mit etwas fest gebunden, so dass es schwer hält darinne zu graben, und die Gefässe selbst davon loszureissen. Hier scheint derselbe beim Bestatten besonders zu solchem Zweck präparirt, und mit einem ähnlichen Bindemittel, als Kalk, vermengt oder mit einer dünnen Mischung aus kalkartiger Masse und Wasser begossen worden zu sein. Beim Aufgraben trifft man gar nicht selten, schon in den obersten Erdschichten, noch weit entfernt vom wirklichen Ruhepunkte, einzelne Urnenscherben; und dies zwar in Gräbern, wo der wirkliche Bestattungs-Ort noch ganz unbeschädigt getroffen wird, woraus man schliessen kann, dass ein Grab wiederholt aufgegraben wurde und Nachbestattungen statt gefunden haben. Auch finden sich in den Begräbnisshügelgruppen Hügel, welche noch gar keine Urnen, oder auch nichts, als leere, blos mit Sand gefüllte Urnen, oder Gefässe enthalten. Es scheinen solche Hügel zur Vorsorge als Familiengräber errichtet zu sein. Wahrscheinlich wurden die Angehörigen durch Zufall vom Orte entfernt, und so blieben die angelegten Gräber bis auf unsere Zeit unbenutzt.

Jetzt zu den einzelnen Grabhügelgruppen, an welchen gedachte Gegend, ausser den wahrscheinlich dazu

gehörigen Opferplätzen oder Tempeln reich ist, und durch deren theilweise, genaue Untersuchung, die oben geschilderten Resultate flossen:

Es sei mir erlaubt, hier mit der schönsten, sehr romantisch gelegenen Gruppe den Anfang zu machen; sie liegt zwischen der Stadt Uebigau und dem Dorfe Kleinrössen, dicht am linken Ufer der schwarzen Elster, in einem aus Laub- und Nadelholze bestehenden Forste, zum Rittergute Falkenberg gehörig, und wird der Schweinert genannt, welchen Ort die 10. Fahne b. auf der Charte bildlich angiebt. Es bestehet solche aus 435 Hügeln von ein bis zehn Ellen Höhe; ein einziger darunter, und zwar der grösste, wenn gleich nicht der höchste, bildet ein Viereck mit stumpfen Ecken, oben platt und heisst der Pfannenberg. Alle übrige sind rund und häufig so erhaben geformt, dass sie die Figur eines stumpf geformten Kegels bilden, also das hier vorstellen, was in Aegypten die Pyramiden sind, und für uns mehr Interesse haben müssen, als jene. Die gewöhnliche abgeflachte Form haben hier nur die kleineren; auch sind mehrere mit Gräben umzogen, die mitunter von Morgen und Mittag herein ein bis vier Zugänge haben, was allen anderen in hiesiger Gegend auch fehlt; einen Steinkranz hat keiner, so wie auch das allezeit darinne befindliche Grab nur in höchst seltenen Falle mit Steinen umsetzt ist; bei manchen ist der Untergrund Wiesen-Eisenstein.

Der Pfannenberg wurde im Jahre 1811 von dem würdigen Hauptmann Krug von Nidda, jetzt in Gatterstädt bei Querfurth, und als Soldat, Dichter und rechtschaffener Mann wohl bekannt, zum Theil untersucht, so wie auch noch einige andere Hügel, wobei derselbe un-

ter mehreren gewöhnlich darinnen vorkommenden Grabgefässen, auch eins fand, welches durchgängig mit Metall ausgelegt war. Münzen und andere Geräthe oder Waffen kamen demselben nicht vor.

Vom Schullehrer Schmidt und dem Boniteur Janke in Schlieben unterstützt und in genaue Aufsicht genommen, liess ich im Jahre 1826 und im darauf folgenden mehrere dergleichen Hügel mit grösster Vorsicht aufgraben und möglichst genau und sorgfältig untersuchen. Ich gewann dadurch eine grosse Menge Grabgefässe — Aschenurnen und Beigefässe — von sehr mannigfaltiger, ja mitunter sehr zierlicher und Sinn und Geschmack verrathender Form, aus verschiedenen Erdarten gebildet, und daher von schwarzer, rother, grauer und gelblicher Farbe; viele davon sind mit Figuren mancherlei Art geziert, welche jedoch bloss in Dreiecken, Strichen, Bandstreifen, Buckeln, Punkten, blattförmigen Abdrücken, Linien und dergleichen bestehen. Ist mit den Punkten nichts angedeutet, welche zuweilen in abwechselnder Zahl gruppenweis, und dabei in Linie stehen, auch ausserdem, aber selten, noch kurze Stricheindrücke über und unter sich haben, so ist an keinem Gefäss etwas von Schriftzügen zu bemerken. Manche Geschirre haben schöne Politur, und sind von so feiner Erdmasse, dass sich solche gleich Meerschaum mit dem Messer bearbeiten lässt; doch trifft man auch welche von sehr grober, starke Sandkörner enthaltender Masse darunter. Die mehresten Aschenurnen haben Deckel und stehen aufrecht, dagegen viele Beigefässe auf der Seite liegen, oder ganz umgekehrt stehen. Auch trifft man Aschenurnen, die Einsetzeschaalen und Deckel haben, und gleichsam, wie das Mark in der Nuss, verwahrt sind.

Von mehreren Beigefässen ruht eins in dem andern und manche sind mit gipsartiger Masse gefüllt. Einige wenige von solchen Gefässen, sind auf Taf. II. unter Fig. 1 bis 17 gezeichnet. Auch zwei Handmühlen wurden hier, als Bestattungs-Beilagen, in zwei verschiedenen Gräbern getroffen, und der Erde enthoben, wovon eine unter Fig. 40 auf Taf. II. sinnlich dargestellt ist. Ueber deren Grösse u. s. w. sehe man die angehangene Erklärung der Abbildungen nach.

Ausser diesen Gegenständen wurden bei unsern Nachforschungen, auch verschiedene metallene Stücke, als Ringe — welche wahrscheinlich als Arm- und Finger-Schmuck gedient haben — ein dergleichen Ohrschmuck, Griffel von verschiedener Länge und Gestalt, Messerklingen und viele runde Metallkugeln von der Grösse einer starken Erbse, welche einst einen Hals, statt der jetzigen Perlen geziert haben mögen, geschliffene und wiederum im Feuer gewesene Steinchen, viele kleine Rollen, spiralförmig gewundenes Band-Drath, u. s. w. hier gefunden. Die Masse scheint Kupfer, zuweilen stark mit Silber versetzt zu sein. Dergleichen Stücke sind unter Fig. 18 bis 39 so wie 47 und 48 auf Taf. II. bildlich, und zwar alle in gefundener Grösse dargestellt. Am häufigsten finden sich solche Schmuckgegenstände in Urnen, die Kinderasche enthalten. Der anscheinliche Armring unter 18 ist auf einer Seite los und nicht zusammengelöthet, so dass beide Enden über einander stehen, und solcher nach Belieben erweitert und verengert werden konnte, um denselben wahrscheinlich auf Armen von verschiedener Stärke brauchen zu können, oder sich vielleicht auch auf einem Punkte des Armes festzuhalten. Ein gleiches mag auch wohl von

den Ringen unter Fig. 19 und 25 gegolten haben. Letzterer ist auch ein Armring, aber von einem kleinen Kinde, da er unter Asche gefunden wurde, die mit Kronen von calcinirten Saugzähnen untermischt war. Alle Stücke sind figurirt gearbeitet; sie fanden sich insgesammt unter der Knochenasche, oder den gebrannten Knochen in der wirklichen Aschenurne, und zeigen klar, dass sie stark im Brande mit gewesen sind: denn Manches ist angeschmolzen, und daher ganz verunstaltet. In einem Falle traf ich sogar calcinirte Knochenstücke mit dem geschmolzenen Metalle so vermengt, dass ich eins von dem anderen gar nicht mehr ohne grosse Gewalt trennen liess. Vermuthen lässt sich daher, dass es alles Stücke sind, die der Leichnam an oder bei sich trug, als er auf den Brandhaufen gelegt wurde. Was das Feuer davon unzerstört liess, wurde sammt den übrigen Leichnams-Ueberresten gesammelt, in die dazu bestimmte Urne gelegt, mit bestattet, und so auf unsere Zeit gebracht. Hieraus erhellet, dass die damaligen Einwohner hiesiger Gegend, allerdings auch Pracht an den Leichen beim Verbrennen liebten, und ihnen den an sich tragenden Schmuck und dergleichen Dinge, von Werth, nach damaliger Ansicht, beiliessen, wogegen die Worte des Tacitus *) zu streiten scheinen.

Um ein ganz deutliches Licht von der innern Beschaffenheit dieser Gräber selbst zu geben, so will ich hier zwei derselben genau beschreiben, wobei man Fig. 1 und 2 auf Taf. II. nachzusehen hat. Fig. 1 ist ein Hügel von 3½ Elle Höhe und 75 Schritt im Umkreise an seiner Grundfläche. Es besteht dieses Grab aus einem

*) *Tacit. de morib. Germ. c. 27.*

blossen, mit Dammerde uud Rasen überzogenen, runden Sandhaufen. Beim Eingraben im Mittelpunkte desselben, fanden sich schon in den obersten Erdschichten Urnenscherben; da diess aus Erfahrung gute Ausbeute versprach, so wurde gleich von oben herein der runde Einschlag auf 6 Ellen im Durchmesser angelegt, und so in gerader Linie herunter fortgearbeitet, wobei sich hier und da wieder einzelne Urnenscherben unter dem Sande fanden, also die gute Hoffnung immer höher stieg. In dreielliger Tiefe stiess man auf hart zusammen gekitteten, und gleichsam mit Kalk oder Mergel vermengten Sand, als ein sicheres Zeichen, dass wir nun dem Ziele nahe waren. Jetzt war Vorsicht rathsam, und es wurde daher nur sehr langsam, und blos scharrend fortgearbeitet. Bald traf man östlicher Seits auf ein aufrecht stehendes Beigefäss, dessen Standpunkt 1 bei Fig. 1 genau angiebt; diesem zur Seite stand ein zweites, und dem folgte bald ein drittes, ebenfalls in richtiger Stellung, deren Standpunkte unter 2 und 3 nachzusehen sind. Vier war gleichfalls ein Beigefäss, wurde aber auf der Seite, mit der Mündung nach Westen liegend angetroffen, dagegen 5 wieder aufrecht dastand; 6 lag wie 4; 7 stand richtig; 8 und 9 waren Bauchgefässe mit langen Hälsen, wovon eins zwei Henkel, gleich hinter einander am Halse angebracht hatte; das andere war von gleicher Form, hatte aber im Boden vier kleine, runde Löcher in länglichtem Quadrat gestellt, und scheint ein Rauchgefäss gewesen zu sein, oder zum Spielwerk gedient zu haben; beide lagen auf der Seite und zwar eins mit seiner Mündung nach Osten, das andere mit derselben nach Westen. Auf dem zehnten Standpunkt lag ein Gefäss, welches noch ein kleineres in sich schloss. Eilf, zwölf

und dreizehn waren ebenfalls blos mit Sand gefüllte Gefässe, standen aber richtig, mit der Mündung nach oben. Vierzehn ist eine kugelförmig gestaltete Figur, nicht unangenehm mit Halbmondkreisen geziert, ohne die geringste Oeffnung, woriñne es stark klappert, wenn sie geschüttelt wird. Bei vorsichtiger gewaltsamer Eröffnung auf einem kleinen Punkte des anscheinlichen Bodens, fand sich, dass es mehrere kleine, runde Steinchen, von der Grösse einer Erbse, und etwas groben Sand in sich enthielt, also wahrscheinlich als Spielwerk gedient hatte. Funfzehn ist ebenfalls wieder ein Beigefäss in liegender Stellung, und zwar gleichfalls wieder noch ein kleineres in sich enthaltend. Sechzehn und siebzehn sind Beigefässe liegend gefunden. Auf dem durch achtzehn bestimmten Ort, stand ein kleines Leichengefäss mit Deckel. Aus den darinne befindlichen Knochenüberresten, worunter sich auch mehrere Zähnchen befanden, ging deutlich hervor, dass der Körper, dessen Asche hierinne unvergänglich ruhete, nicht weit über ein Jahr alt gewesen war, als er von der Welt schied. Ausser der Knochenasche, fand sich noch in dieser Urne unter solcher ein zerbrochener, kupferner Armring, dem angezeigten Kindesalter angemessen, viele dergleichen Stücke spiralförmig gewundenes Banddrath, und vier geschliffene Steine, von der Form und Grösse wie diess die Figuren 22 und 23 auf Taf. II. anzeigen.

Auf dem neunzehnten Punkt stand eine grosse, mit gebrannten Menschenknochen weit angefüllte Urne, worunter sich auch ein bronzener Griffel befand; sie stand aufrecht; hatte einen grossen Deckel gehabt, der aber zerbrochen war. Die mit zwanzig bezeichnete Stelle trug abermals eine Aschenurne, in welcher die Knochen-

stücke, einen kleinen höchstens zweijährigen darinne befindlichen Schläfer verriethen. Auch in dieser Urne wurde ein sehr wohlerhaltener, starker, aber nicht verlötheter Armring, dem Arme eines Kindes von gedachten Alter angemessen, gefunden. Diesen Ring findet man unter Fig. 25 auf Taf. II. in gefundener Grösse gezeichnet. Auf dem durch 21 sinnlich dargestellten Punkt stand in diesem Grabe die vierte Aschenurne, welche aber in Stücke zerbrach, bevor sie der Erde enthoben werden konnte. Unter dem gebrannten Knocheninhalte fand sich ein wohlerhaltener Armring, anscheinlich von gutem Kupfer mit Silber versetzt, eine lange mit einem zierlichen Knopfe und zum Theil mit feinen Ringeln verzierte Nadel, und mehrere runde Kugeln von der Grösse einer Erbse, alles von erst gedachtem Metalle. Die auf den drei Orten, 22, 23 und 24 fernerweit hier angetroffenen Gefässe standen zwar mit der Mündung nach oben, dennoch hielten sie nichts, als Sand. Auf dem letzten und durch 25 angezeigten Punkte lag eine bronzene, zierlich gearbeitete, hinten abgebrochene Messerklinge, und gleich darneben drei Backzähne von einem jungen Thiere, ohne Urne, frei im Sande. (S. T. I. F. 39).

Ob jetzt gleich im ganzen Umkreise bedeutend nachgekellert, und folglich der an sich schon weite Einschlag nach allen Richtungen hin, noch mehr erweitert wurde, so fand sich doch nichts weiter in diesem Grabe vor. Alle Grabgefässe standen in blossem Sande, woraus der Hügel bestand, nur mit dem Unterschiede, dass solcher um die Gefässe herum, und etwas darüber, durch irgend eine Beimischung gebunden war, doch auch nicht durchgängig.

Jetzt zu Fig. 2 auf Taf. I., welches den horizontalen Grunddurchschnitt des zweiten, nur zwei Ellen hohen und achtzehn Ellen im Durchmesser haltenden Grabhügels vorstellt. Bei dessen Aufgrabung die auf vorgeschilderte Art geschah, brachten die ersten Spatenstiche schon Urnenscherben auf den Mittelpunkt zu Tage. Die Grundfläche, worauf hier die Aschenurnen und Beigefässe, in der auf der Zeichnung bemerkten Ordnung, standen, fand in siebenviertelelliger Tiefe statt. Auf dem mit 1 bezeichneten Punkte, stand eine grosse Aschenurne mit Deckel, welcher aber zerbrochen war. Zwei war ein Beigefäss, wie gewöhnlich ohne Deckel; es stand richtig, mit der Mündung nach oben, dagegen drei dergleichen, in umgekehrter Stellung, und zwar mit dem Henkel nach Süden gerichtet gefunden wurden. Ein abermaliges Beigefäss, auf dem Punkte 4 ruhend, stand wiederum richtig, so wie zwei in einandergelegte Schälchen auf der unter 5 bemerkten Stelle. Sechs stand wieder mit der Mündung nach unten und dem Henkel nach Süden, desgleichen 7 und 8; nur mit dem Unterschiede, dass die Henkel der letzteren nach Südwest gerichtet waren. Neun hatte seine richtige Stellung, aber zehn stand gleichfalls umgekehrt mit dem Henkel südwestlich. So wurde eilf wieder in richtiger Stellung, zwölf und dreizehn aber abermals verkehrt gestellt getroffen; über den Boden der letztern befand sich noch ein Deckel, und in dem Gefäss noch ein kleines Urnchen in rechter Stellung. Vierzehn war eine, mit einem zweiten Schälchen bedeckte Schale, die aber nicht, wie die anderen Beigefässe, mit Sand, sondern mit Knochenasche gefüllt war, unter welcher sich auch ein kupferner einseitiger Ohrschmuck befand. Ein der-

gleichen Schälchen, auf gleiche Art mit einem zweiten verdeckt, stand auf dem unter funfzehn bemerkten Orte. Auf der sechszehnten und siebzehnten Stelle befanden sich Beigefässe, sechzehn in schreger Lage, und siebzehn in richtiger Stellung, perpendiculär, mit der Mündung oben. Ausserdem befand sich noch in diesem Grabhügel auf dem unter achtzehn angegebenen Punkt ein grosser Scherben von dreizehn Zoll Länge und ganz besonderer Festigkeit, so dass es höchst unwahrscheinlich ist, als habe hier ein sehr grosses Gefäss gestanden, welches bis auf dieses Ueberbleibsel durch den Zahn der Zeit in Erde aufgelösst worden sei; dagegen streitet auch der scharfe Bruch desselben; gleichwohl fand sich weit und breit nichts mehr, was dazu gehört haben konnte. Alle Urnen hatten in ihrer Umgebung nichts als Sand, welcher jedoch nicht, wie in manchen andern Gräbern und auch im vorbeschriebenen, über und um den Standpunkt der Grabgefässe herum mit etwas Bindenden vermischt zu sein schien. Steine fehlten dem Grabhügel ganz, also weder ein Steinkranz, noch eine Steinkammer wurde hier getroffen.

Von der geschilderten, 435 Grabhügel starken Gruppe 1½ Stunde westlich, rechts und links dem sogenannten Pfarrwege, so von Baiern nach Förmerswalde führt, liegen ebenfalls 93 Grabhügel ans heidnischer Zeit, welche aber in sofern sehr von der Gestalt der ersteren abweichen, dass sie weit flächer sind, dennoch einen viel grösseren Durchmesser haben. Auch diese Gräber haben weder Steinkränze, noeh enthalten sie Leichenkammern von Steinen aufgerichtet, sondern es stehen die Aschenurnen und Beigefässe in blossem Sande, der gewöhnlichen Erdfläche gleich. Auch hier werden

zuweilen bronzene Geräthe, als Beilagen getroffen, worunter das auf T. II. F. 41 abgebildete Messer, wahrscheinlich ein Opfermesser, von einem spröden, aber Gold haltenden Metalle, das merkwürdigste Stück war. — Die genaue Lage dieser Gräber zeigt die eilfte Fahne auf der Charte. —

Die dritte Grabhügelgruppe besteht nur aus fünf Hügeln von flacher kleiner Gestalt, liegt $\frac{1}{2}$ Stunde südöstlich von der Stadt Herzberg, und wird durch die zwölfte Fahne auf der Charte angezeigt. Es scheinen diese Gräber insgesammt durchwühlt zu sein, daher eine weitere Untersuchung von mir bis jetzt unterblieb.

Dieser zunächst trifft man auf der Flur des Dorfes Polzen zwei Ackerschläge, — S. Fahne 13 — welche die grossen und kleinen Todtenläger heissen. Obgleich hier die Gräber nicht durch Hügel bezeichnet sind, so bringt dennoch Pflug, Spaten und Hacke zuweilen zufällig Urnen zu Tage, worunter sich eine ausgezeichnet zierlich geformte befand.

Nur $\frac{3}{4}$ Stunde von da weiter westlich, am Wege, der vom Dorfe Jessnigck nach Bernsdorf führt — S. Fahne 14 — liegen wieder drei schöne Gräber, die jedoch bei Untersuchung blosse Scherben und kein ganzes Gefäss, noch weniger Metallgegenstände lieferten. Ihre Höhe beträgt nicht über $\frac{5}{4}$ Elle.

Noch zwei und eine halbe Stunde weiter nach Westen eine Viertelstunde vom Dorfe Mönchenhöfe und eine Stunde von der Stadt Schweinitz in südöstlicher Richtung ist ebenfalls eine dergleichen Grabstätte durch mehrere Hügel kenntlich, von welchen einer sich durch eine kegelförmige Gestalt auszeichnet. Der Inhalt einiger derselben wurde von dem würdigen Herrn Ober-

pfarrer und Ritter, M. Merker, dem Herrn Diaconus Müller und dem eifrigen Alterthumsforscher Herrn Cantor M. Jahn, in Schweinitz untersucht, wodurch sich ergab, dass der grösste nichts, als Asche, der kleinere aber Aschenurnen und Beigefässe, aber keine Metallbeilagen enthielten, worunter einige eine sehr angenehme Form hatten. — Die funfzehnte Fahne zeigt die geographische Lage dieser Grabesstätte genau an. —

In nördlicher Richtung von dem gedachten Ruheorte, dicht am Wege, der von Holzdorf nach Grosskorge leitet, nur eine kleine Viertelstunde von letzt gedachtem Orte, findet der Alterthumsliebhaber gleichfalls 25 sehr schöne Begräbnisshügel, wovon einige fünf Ellen Höhe und 50 Schritt im Durchmesser haben, und deren Lage die sechzehnte Fahne auf der Charte angiebt. Diese Hügel heissen bis auf diese Stunde: die Heidengräber. Bei Untersuchung einiger davon zeigte sich, dass Steinkränze um solche, so wie in demselben die von Steinen errichteten Ruhekammern fehlten. Nur Urnen die im Mittelpunkte standen, und keine Waffen noch sonstigen Geräthe, gab es darinne, wovon die mehresten auch schon völlig aufgelöst gefunden wurden.

Nicht zu gedenken, dass eine Stunde westlich von diesen Hügeln, auf den sogenannten Gorrenbergen auch zuweilen zufällig Gräber getroffen und Aschenurnen sammt Beigefässen der Erde enthoben werden, wovon unter Fig. 45 und 46 auf Taf. I. eine sammt ihrem Deckel gezeichnet ist, gehen wir jetzt anderthalb Stunden in nordwestlicher Richtung fort, wo wir im Walde bei dem Dorfe Leipe auf eine ansehnliche Partie Hügel stossen, die Menschenhände aufgerichtet haben und nichts, als heidnische Grabmale sind, aber erst genauer mit der

Zeit untersucht werden sollen. Sie heissen die grossen Trügelberge deren Lage von der siebzehnten Fahne bestimmt wird.

Diesem folgen in nordöstlicher Richtung, anderthalb Stunden davon, die sogenannten kleinen Trügelberge, 2¾ Stunden östlich von der Stadt Seyda, ½ Stunde westlich dem Dorfe Linda gelegen, und durch die achtzehnte Fahne auf der Charte geographisch bestimmt. Diese Gräber bestehen aus einige und sechzig Hügeln von verschiedener Höhe und Grössenumfang. Geringen theils wurden dieselben von meinem verstorbenen Bruder, dem Prediger M. Wagner in Lebusa und dem Mädchenlehrer Schmidt in Schlieben im Jahre 1826 untersucht, und ausser Urnen von der Form, wie einige auf Taf. II. unter Fig. 43 und 44 abgebildet, sind nebst zwei flach abgeschliffenen viereckigten Steinen, wovon einer neun Zoll Länge, dreizehn Zoll Breite und ein und ein halb Zoll Stärke hatte, der andere aber kleiner war, nichts darinne gefunden. Einen Steinkranz hatte kein Grab, so wie auch keine aus Steinen errichtete Kammer, worinne die Urnen standen. Thierknochen fehlten desgleichen in diesen Gräbern, so wie in allen andern hiesiger Gegend. Die gedachten Steine schienen zum Zermalmen des Getreides im Gebrauch gewesen zu sein. Die Gräber, (Landleute aus dem benachbarten Orte Linde) erkannten sie für sogenannte Plinzsteine,*) legten einen

*) Unter Plinz versteht der hiesige Landmann ein Gebäck aus Buchweitzen-Mehl, welches auf dergleichen erhitzten, steinernen oder eisernen Platten gebacken wird, indem man dieselben auf zwei Steine, zu jeder Seite einen, ruhend, über Feuer legt.

grossen Werth darauf und baten so lange, bis man ihnen einen gab.

Von diesen Hügeln in der Richtung nach Osten fort, 2½ Stunden von da, zwischen dem Dorfe Ahlsdorf und Weissen, liegt das sogenannte Hühnen-Grab, ein einzeln gelegener, hoch aufgeworfener Hügel, der noch ununtersucht ist, aber bestimmt ein vornehmes Grab anzeigt, und dessen Lage von der neunzehnten Fahne auf der Charte geographisch berichtigt wird.

Nachdem wir von da aus abermals eine 2½ Stunden lange Linie in östlicher Richtung fort durchlaufen haben, kommen wir zu den Grabhügeln, welche an der Strasse von Lebusa nach der Stadt Dahme, und zwar nur ¼ Stunde nördlich von erstgenanntem Orte liegen. Diese Gruppe zählt etwa dreizehn Hügel, welche schon vor mehreren Jahren von meinem gedachten, nunmehr verstorbenen Bruder, dem Prediger M. Wagner in Lebusa insgesammt genau und sorgfältig untersucht wurden. Die Ausbeute bestand in mehreren Aschenurnen und Beigefässen, bronzenen Griffeln, geschliffenen und wahrscheinlich zum Kinderspiel gearbeiteten Steinchen und dergleichen, welche Sachen insgesammt zum Theil an Herrn Geheimen Kriegsrath von Pflug auf Lebusa, theils an andere Liebhaber verschenkt wurden. Ob gleich einige Hügel bei dieser Untersuchung fast ganz exstirpirt wurden, so fand man dennoch keine Spur von einem Steinkranze um solche, noch eine von Steinen gefertigte Ruhekammer in denselben. Kurz die hiesige Gegend scheint diess deswegen durchgängig nicht nöthig gehabt zu haben, weil man alle Leichen verbrannte und nur die Asche in Urnen beisetzte, wobei man keine Gefahr lief, dass solche von wilden Thieren ausgescharrt wurden.

Thiergebein fand sich ebenfalls in keinem dieser Hügel vor, deren genauere Lage die zwanzigste Fahne auf der Charte bestimmt. Hierbei ist noch zu bemerken, dass im Walde auf der südlichen Seite von Lebusa ebenfalls noch dergleichen Grabhügel, aber sehr einzeln getroffen werden.

Von hier aus, vier Stunden in südöstlicher Richtung fort, finden wir bei dem Dorfe Waltersdorf, einen sonst wüste liegenden Platz, welchen man den Heidenkirchhof nannte, der aber durch eingetretene Separation jetzt völlig durchwühlt und zerstört ist. Die bei solcher Gelegenheit gefundenen Aschenurnen waren roh gearbeitet; der Aberglaube zertrümmerte sie meist, und deswegen konnte ich nur eine davon erhalten, und an den Thüring. Sächsischen Verein für Erforschung und Erhaltung des vaterländischen Alterthums in Halle, wohin der grösste Theil von den vielen hier von mir und meinen Freunden ausgemittelten Alterthumsgegenständen gekommen ist, absenden. Wie die Gräber hier beschaffen waren, kann ich nicht sagen. Den Ort, wo sie früher getroffen wurden, zeigt die ein und zwanzigste Fahne auf der Charte an.

Nun müssen wir wieder fünf Stunden in südlicher Richtung zurück, wo wir unweit der Ziegelei bei dem Dorfe Stechau, aber auf Trebbusser Flur, in dem sogenannten Leprin 38 Grabhügel treffen, deren Lage die 22. Fahne auf der Charte bezeichnet. Von diesen Hügeln sind mehrere durch mich und meine Freunde untersucht worden. Gewöhnliche Aschenurnen und Beigefässe, unserem dermaligen Töpfergefässe sehr nahe kommend, häufig mit schmalen und breiten Bandstreifen verziert, und unter der darinne befindlichen Knochen-

asche flache, durch Brand sehr vernichtete Kupferstücke, war die Ausbeute. Die Gefässe schienen hier besonders gut gebrannt zu sein. Keins der Gefässe stand umgekehrt, wie diess zuweilen getroffen wird. Einen Steinkranz und eine dergleichen Grabeshöhle hatte kein Hügel, aber wohl fanden sich in einigen mehrere bedeutende Steine, und in einem ein mächtig grosser nahe im Mittelpunkte.

Von diesen Hügeln, eine halbe Stunde weit in nordöstlicher Richtung fort, dicht bei dem Pechofen des Dorfes Stechau, wie diess die 23. Fahne auf der Charte anzeigt, erheben sich abermals wieder acht Grabhügel, wovon einer über alle übrige vorragt, wie diess nicht selten getroffen wird, und so die übrigen sich stufenweis bis zu sehr geringer Höhe verkleinern. Einige sind schon davon so abgeflacht, dass man kaum noch Spuren davon erkennt. Bei genauer Untersuchung derselben fand sich im Grössten weder Scherben noch Knochenasche, noch sonst etwas; es schien derselbe also nur vorläufig auf den etwa zum Gebrauch nöthigen Fall *) errichtet zu sein. Die übrigen enthielten viel Steine, aber keinen Steinkranz, und keine damit ausgesetzte Grabkammer, und dazwischen eine Menge Knochenasche und Urnenscherben gestreuet. Ein ganzes Gefäss war gar nicht darinne aufzufinden. Ein einziges, nett gearbeitetes Steinchen, was ein kleiner Wetzstein gewesen zu sein schien, war alles was die Mühe belohnen musste.

---

*) Vielleicht verliess die Familie, bevor sie ein Glied durch den Tod verlor, solche Gegend und deswegen blieb diess Grab unbenutzt. Man trifft dergleichen leere Hügel hier unter andern mehrmals.

Drei und eine halbe Stunde von den zuletzt gedachten Gräbern, ¼ Stunde südlich vom Dorfe Winderau, ¾ Stunden nordöstlich der Stadt Uebigau und ¼ Stunden in gerader, östlicher Linie von der unter zehn angezeigten, 435 Hügel starken Gruppe, zwischen der Stadt Uebigau und dem Dorfe Kleinrössen, sieht der deutsche Alterthumsforscher die letzten Grabhügel in gedachter Gegend; es sind neun sehr flache, aber noch deutlich sichtbare Hügel. Einige davon untersuchte ich im Jahre 1826, fand aber nichts, als aufgelöste, rothe Urnen, Knochenasche und mehrere Feldsteine, unregelmässig eingelegt, darinne, und zwar in dem einen nur einen einzigen dergleichen Stein, aber von sehr bedeutender Grösse. Einen wirklichen Steinkranz hatte auch hier kein Hügel. Die Lage derselben zeigt die 24. Fahne auf der Charte bildlich an.

Ausser diesen gedachten Gräbern liegt drei Meilen südlich von Schlieben, drei viertel Stunden vom nordöstlichen Ufer der Elbe entfernt, dicht bei dem Dorfe Cossdorf, eine Lache, die den Namen Höhnendorf führt, und dabei ein grosser Sandhügel, über welchen der Fussweg von Martinskirchen nach Cossdorf leitet. Mir bekannt, dass hier zufällig bei dem Stockroden und nachher auch absichtlich sehr viele Urnen und andere Geräthe ausgegraben worden waren, ersuchte ich den Candidat Philologiae, Herrn Lehmann, der Zeit Hauslehrer in Martinskirchen, diesen Berg genau zu messen und anderweit durch Eingraben untersuchen zu lassen. Durch dessen Gefälligkeit erfuhr ich nicht nur, dass solcher 140 Schritte lang und oval gestaltet ist, in der Richtung von Abend nach Morgen liegt und durchaus ganz flach ohne alle besondere, einzelne Erhöhungen,

dasteht, sondern ich erhielt auch von demselben eine Menge Aschenurnen, und Beigefässe, so wie ein Stück von einer zerbrochenen kupfernen Nadel, ein dergleichen Bruchstück von einem eisernen Messer und einen beschädigten Streithammer von Grauwake aus diesem Berge.

III.

Denkmale verschiedener Art, die das beiderseitige Ufer der schwarzen Elster im Herzogthum Sachsen oder dessen nächste Angränzung zieren und das Auge des Alterthums-Forschers auf sich ziehen.

Ausser den vorgedachten Denkmalen, welche die Nordostspitze des Herzogthums Sachsen und dessen nächste Angränzung, besonders aber der Schweinitzer Kreis auf den beiderseitigen Ufern der schwarzen Elster, gleich dem Nil, aufzeigt, giebt es in solchem Bezirke auch verschiedene anderer Art, die ebenfalls ein hohes Alterthum verrathen. Zum Theil gehören solche zwar nicht hierher, weil schon schriftlich nachgewiesen werden kann, dass sie nicht in das vorchristliche Zeitalter fallen und solches auch durch angestellte, starke Nachgrabungen erwiesen wurde. Ich glaube sie also nur deswegen hier nicht übergehen zu dürfen, da deren Aeusseres mitunter die grösste Aehnlichkeit mit vorgedachten Werken hat, und solches in der Folge irre führen, und zu neuen, unnützen Untersuchungen Anlass geben könnte. Von einigen ist es indess klar, dass sie vor-

christlichen Ursprungs sind, also ganz hierher gezählt werden müssen, wenn gleich nicht so genau als von den erstgedachten bestimmt werden kann, welchen Zweck sie hatten.

Ich fange hier mit einem Steinhaufen an, der bei niederem Wasserstande aus der Elbe, linker Seits, wo sich die Elster in solche ergiesst, sichtbar hervorragt und welchen Punkt die 25. Fahne auf der Charte bestimmt. Der Ort wird jetzt der Schlamm genannt. Bei Besichtigung dieses Punktes dringt sich die Ansicht zwar hell auf, dass hier sonst ein Thurm, Schloss oder dergleichen stand, nur ist nicht zu ermitteln aus welchem Zeitalter diese Ruine herrührt, noch weniger, welchen Zweck das Werk ehemals hatte. Uralt ist sie in jedem Falle. Sollte dieselbe wohl den Ueberrest der Tropäe andeuten, welche Drusus am Elbufer errichtete, von wo er mit seinen Legionen den Rückzug nach eingenommener Warnung von einer deutschen Drude, antrat und nach dem Rheine zurückging, welche der treffliche Wilhelm auf der Charte zu den vier letzten Feldzügen des Drusus Germanicus *) ziemlich genau auf diese Stelle verlegt? — Meiner Ansicht nach ist diess nicht unwahrscheinlich, und gewinnt dessen Annahme und Bestimmung durch solchen Befund.

In dem zum Königl. Rentamts-Gebäude gehörigen Garten zu Schweinitz, der an die schwarze Elster stösst, sieht man dicht am Elsterstrome einen runden Berg, der, wie auf den ersten Blick zu sehen, nicht von der

---

*) Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer von Prof. D. Friedr. Kruse. Band II. Heft I.



Natur entstand, und durch die 26. Fahne auf der Charte bezeichnet wird. Indess hierüber giebt Thorschmidt *) durch folgende Worte pag. 98 Aufschluss: „Anno 1406 hat sich, als die churfürstliche junge Herrschaft allhier (in Schweinitz) war, der traurige Casus zugetragen, dass die beiden Prinzen, Sigismundus und Wenceslaus, Söhne des Churfürst Rudolphi III. und seiner anderen Gemahlin, Frau Barbarae, Herzogin von Liegnitz und Brieg, mit ihrem Hofmeister von einem Thurm dasigen Schlosses, in welchem sie sich zur Ruhe gelegt, sammt sechs Edelknaben erschlagen wurden. Beckmann P. V. L. I. Cap. VII. seiner Historie des Fürstenthums Anhalt, setzt hinzu: Es sollen vor etwa 100 Jahren die Fischer am Ufer des Wassers beim Schlosse noch etliche diesen angehörige, silberne Geschirre gefunden haben; welches auch in Balthas. Menzers Stammbuch also erzählt wird, wovon man aber hiesigen Ortes nichts weiss, ausser, dass etwa ein wenig alt Eisenwerk zuweilen sei gespüret worden." Hieraus ergiebt sich also, dass auf solchem Berge ein fürstliches Schloss ehemals stand, und der gedachte Berg als Ueberbleibsel davon dasteht, er also kein Denkmal vorchristlicher Zeit ist, wenn gleich der Name: Schweinitz, selbst wie Petrus Albinus **) annimmt, aus dem Wendischen herrühren kann, und ein vorchristliches Alter verräth. Auch Nachgrabungen, vom Herrn Oberamtmann Markwardt in Schweinitz, nur im Jahre 1826 veranstaltet, haben diess bewiesen. Es

*) *Antiquarius ecclesiasticus Saxonicus*, oder des Sächsischen Churkreises Kirchenalterthümer und Merkwürdigkeiten von M. Justo Christian Thorschmidt. Leipzig 1732.

**) Petrus Albinus, Tit. III. Meiss. Land-Chronick.

zeigte sich in dem Berge der Grund von zwei Thürmen und viel anderes Grundmauerwerk. Auch wurden Bruchstücke von vortrefflich gearbeiteten und gezierten Ofenkacheln, und ein vergoldeter runder, sehr besonders gestalteter, messingener Löffel dabei vorgefunden.

Dicht am Dorfe Löben, eine Stunde östlich von der Stadt Schweinitz, liegt ein Rundwall, welcher unseren Burgwällen, von welchen sich bei der Untersuchung ergeben hat, dass es Tempel vorchristlicher Zeit sind, ganz ähnlich ist. Indess ist das Werk, dessen geographische Lage durch die 27. Fahne genauer bezeichnet wird, mit einem Arme von der schwarzen Elster, und also mit einem Wassergraben umgeben, der den gedachten Opferherden durchaus fehlt und dieses Denkmal in der Art, auf den ersten scharfen Blick folglich gleich verdächtig macht.

Schumann *) sagt über das Dorf Löben folgendes: „Im 13. Jahrhundert stand hier ein Schloss der Grafen zu Brena, dessen Rudera im 16. Jahrhundert mit zum Bau der Annaburg verwendet wurden.“ Da jetzt an dem Orte keine Spur weiter von dem ehemaligen Dasein eines Schlosses anzutreffen ist, als diese Rundschanze, so kann es nicht fehlen, dass solche der letzte Ueberrest bemeldeten Schlosses ist, und also ebenfalls nicht als Werk vorchristlicher Zeit betrachtet werden darf.

Ein gleiches gilt von dem sogenannten Ringelberge bei Schöne dessen Ursprung niemand kennt, und dessen pünktliche Lage die 28. Fahne berichtigt. Diese Verwallung ist den andern vorchristlichen Denkmalen, in

*) Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungs-Lexicon von Sachsen verfasst von August Schumann, 5r Band, 1818.



Form von Rundschanzen, ganz ähnlich, nur weit kleiner und hat ebenfalls einen breiten Wassergraben. Es wurde dieses Werk daher im Jahre 1826 von meinem nunmehr verstorbenen Bruder dem Prediger M. Wagner in Lebusa, und dem Prediger Schlemmer in Schöna, durch veranstaltete Nachgrabungen genau untersucht, und darinne nicht das, wie in den wirklichen Burgerten, sondern Grundmauerwerk, eine Kette mit einem Schlosse, und Scherben von Geschirren neuerer Zeit gefunden. Hieraus erhellet also gleichfalls, dass dieser Punkt ebenfalls irgend einen Thurm, Schloss, oder dergleichen einer zwar alten, aber doch weit neuern Zeit trug, und nicht hierher gehört.

Indess anders verhält es sich mit den Denkmalen, zu welchen ich nun übergehe, und welche die Stadt in und um Jüterbogk, vier Meilen nordwestlich von Schlieben, und deren Umgebung aufzuweisen hat. Der merkwürdigste Punkt, in diesem Bezirk ist, nach meiner Ansicht, der Golmberg, von der Natur ursprünglich errichtet, und von Menschenhänden nur hier und da an demselben nachgekünstelt. Es liegt dieser Berg etwa drittehalb Stunden in östlicher Richtung von Jüterbogk, unweit Stülpa, und ist der höchste Punkt in der Gegend von mehr Meilen im Umkreise. Die Chronik von Jüterbogk *) sagt folgendes von dem Golm-Berge: „Auf diesem Berge stand zu Carl des Grossen Zeiten der Gott Jüterbog, das heisst Morgengott. Es ward dieser Götze zerstört und Carl liess statt dessen eine steinerne Capelle

*) Ich verstehe darunter nicht die im Jahre 1826 in Druck erschienene Chronik vom D. Brand, sondern eine alte, nur in Handschrift in Jüterbogk vorhandene und mir gefälligst mitgetheilte.

bauen, und nannte den Ort: St. Huelpe, welches nun in der Folge Stülpe (kurzweg) benannt wird. Nach 106 Jahren ward dieses Gebäude eine catholische Capelle, welche sich der damalige Abt zu Zinna, (dicht bei Jüterbogk) Namens Mauritius zur Wallfahrt bestimmte, die auch der Pabst Eugen bestätigte."

Ueber den Gott Guetre-Bog selbst äussert gedachte Chronik folgendes: „unter Kaiser Conrad III., welcher Anno 1138 zu regieren anfing, und Friederico Barbarossa, der Anno 1152 zum Kaiserthum gekommen ist, haben Heinricus Leo und Albertus Ursus, die Wenden durch langwierige Kriege gar meistentheils ausgerottet, weil sie nicht aufhörten Christen, als ihre Nachbarn, grausamlich zu verfolgen. Denn aus ein Schreiben, des zu Anfange des zwölften Secul. lebenden Erzbischofs zu Magdeburg, Namens Adelgott, vernimmt man folgende Klagen: die heidnischen Wenden fallen häufig in unsere Gegenden ein, rauben, verwunden und morden schonungslos, schneiden den Christen die Köpfe ab und opfern diese ihren Götzen. Manchen reissen sie die Eingeweide heraus und binden damit die abgehauenen Hände und Füsse an, fragen, wo ist nun euer Gott? Andere knüpfen sie an Galgen auf, gestatten ihnen aber zu grösseren, alles Furchtbare übersteigende Martern, fortzuleben, denn sie müssen sich durch das Abschneiden einzelner Glieder langsam tödten, zuletzt gar den Leib aufschneiden und ihr Eingeweide herausziehen sehen. Viele wurden lebendig geschunden und mit Masken der abgezogenen Kopfhaut gebildet. Ferner brechen diese Mörder in christliche Wohnungen ein sich für Christen ausgebend, und rauben ungestraft. Ihre Priester aber, wenn sie schmausen wollen, rufen: Köpfe will unser

Gott Peipegula, solche Opfer muss man ihm bringen! Denn enthaupten sie vor ihren Altären mehrere Christen, und rufen mit fürchterlichem Geheul: Lasst uns ein Freudenfest begehen, Christus ist überwunden, Peipegula hat gesiegt!"

„Vielleicht war dieser furchtbare Gott eins mit Guetre-Bog? Anffallend ist es wenigstens, dass die hiesige handschriftliche Chronik (also eine frühere, aus der die damalige genommen) bei Erzählung jener Christenverfolgung erzählt: Eine der grössten Martern war, dass man den Christen den Nabel ausschnitt, und die Gedärme mit einer Walze ans dem Leib wand, wie dergleichen Bilder an einem früheren Altar in der Nicolai-Kirche zu sehen waren. *)"

Wenn man bedenkt, dass Juetre-Bog aus den beiden alten, wendischen Wörtern: Juetre, die Morgenröthe, und Bog, Gott, zusammengesetzt ist, man also die Morgenröthe unter irgend einem Götzenbilde hier verehrte; so wird diess um so wahrscheinlicher, da der Golmberg der allerhöchste Punkt in einer viele Meilen weiten Umgebung ist, nnd man also von hier aus die Morgenröthe selbst am frühesten und herrlichsten erblicken konnte, bei welchem Anblick gar leicht das Bild selbst vergessen und die Morgenröthe unmittelbar als Gottheit gedacht und verehrt werden konnte. Mir sehr wahrscheinlich, ist die Sache auch so gemeint.

---

*) Hieraus geht hervor, dass die Zerstörung des Morgengottes auf dem Golmberge von Kaiser Carl dem Grossen und dessen Erbauung einer christlichen Capelle an dem Orte ohne Nutzen war; denn der Götzendienst dauerte Jahrhunderte in dieser Gegend demungeachtet nachdem fort, wenn gleich nicht auf dem Golmberge.



Jetzt zum sogenannten Tanzberg auf dem Neumarkt in Jüterbogk. Es ist diess ein schöner runder, offenbar durch Menschenhand mit Mühe und Fleiss errichteter Hügel, der jetzt noch geschätzt, und deswegen nicht nur geduldet, sondern mit Linden be- und umpflanzt ist. Dass es ein heidnisches, sehr altes Denkmal sei, sieht jeder Kenner von dergleichen Gegenständen auf dem ersten Blick, wenn gleich jetzt ein steinernes Kreutz nahe dabei steht und Anlass zum Irreleiten giebt. Die schon hier wiederholt gedachte handschriftliche Chronik sagt folgendes von demselben: „Noch jetzt findet man auf dem Neumarkt einen runden Hügel, auf welchem die Bewohner dieser Vorstadt, nach einem uralten Herkommen bei feierlichen Hochzeiten Tänze halten. Dieser Hügel trug, der Sage nach, einst den wendischen Götzentempel, darinne der heidnische Gottesdienst der wendischen Aurora, oder Morgengöttin soll sein geleistet worden.“

Anderen Ortes drückt sich dieselbe Chronik folgendermassen über diesen Gegenstand aus: „Das Tempelein, worinne die heidnischen Wenden ihren Götzen verehrten hat anf dem Neumarkt allhier bei dem steinernen Kreutz gestanden und ist in der Länge, Breite und Höhe, bis an das Dach recht viereckig gewesen, und von Mauerstein aufgeführt, hatte oben ein Kreutzgewölbe und darüber ein zugespitztes, viereckigtes Dach gehabt. Die Thüre, oder Eingang von abendwärts ist niedrig gewesen, also, dass man im Eingehen sich etwas bücken müssen. Es hat auch keine Fenster gehabt, sondern nur ein rundes Loch mit einem starken, eisernen Gitter verwahrt, gegen Morgen und zwar genau gegen den Sonnenaufgang der Nachtgleiche, so gross, als der Bo-

den von einer Tonne, ungefähr, dass das Licht hat eingehen können."

Dass indess, das bei obgedachtem Tanzberge jetzt befindliche steinerne Kreutz mit diesem Hügel selbst in keinem Zusammenhange steht, sondern erst nach 1160 dahin gekommen sei, also die ausgesprochene Ansicht von erstgedachtem nicht schwäche, diess beweist folgende Stelle aus eben der Chronik: „Anno 1160 ward Jüterbogk vom Erzbischof Wichmann mit Gewalt erobert, wie auch dessen ganzes Land, und hat sich solches zinsbar gemacht, und abermal christliche Völker sich ansiedeln lassen. Denn wie es scheint ist das seiner Lage nach, in einer sumpfigten Wildniss sehr feste Jüterbogk theils mit Gewalt, theils mit Capitulation eingenommen worden, weil doch bei alledem den wendischen Einwohnern hiesigen Ortes ihre Religion und ihr Tempel gelassen wurde, nur wurde letzterem das erwähnte steinerne Kreutz beigesetzt."

Ausser dem Tanzberge in Jüterbogk findet der Forscher noch zwei dem sehr ähnliche, cirkelrunde, offenbar mit Mühe und Fleiss einst durch Menschenhand errichtete Hügel von abgestumpft kegelförmiger Gestalt in der Nähe von gedachtem Orte. Beide sind jedoch mit Wasser umgeben, was erstgedachtem fehlt. Der eine liegt ungefähr zweihundert Schritte rechts vom Wege entfernt, welcher von Hohenwerbig nach Fröden führt, auf letzgedachter Feldmark nahe an der Grenze, die beide Marken scheidet. Von drei Seiten ist dieser ganz unversehrt erhaltene, in der grossen Ebene, wo er aufgebauet ist, weit sichtbare, aus festen Boden bestehende, gleich einem abgestumpften Kegel dastehende grüne Hügel mit einem etwa vier bis sechs Ellen breiten, im

Frühjahre und Spätherbst mit Wasser gefüllten Graben umgeben, der auf der östlichen Seite in einen viereckigt gestalteten Teich übergeht. Die Ortsbewohner wussten mir weiter nichts davon zu sagen, als, dass der Ort die Mark Zippelsdorf heisse, dort vor sehr langer Zeit ein Ort gleichen Namens gestanden haben solle, und das Ganze jetzt den Kossäten in Fröhden gehöre. Auf die Frage, warum man diesen, aus fetten Erdreich errichteten Hügel (nicht lieber herunterwerfe und ein gutes tragbares Grundstück daraus mache? gab man mir zur Antwort: diess thue niemand, denn es sei einmal ein altes Wahrzeichen.

Der zweite von diesen Hügeln ist dem nur gedachten ganz gleich aber grösser und liegt mitten im Teiche, der sich im Dorfe Burgsdorf, anderthalb Stunden südöstlich von Jüterbogk, etwa ¾ Stunden westlich von ersterem Hügel, befindet. Auch von diesem Denkmale alter Zeit, konnte mir kein Bewohner der Gegend etwas angeben, was dessen Ursprung einigermassen erklärbar machte, noch weniger fand sich in Urkunden der Stadt Jüterbogk einiges davon aufgezeichnet.

Dass beide Hügel heidnischen Ursprungs sind, und entweder die Semnonen, oder Sorbenwenden ihre Erbauer waren, diess sagt dem Kenner das ganze Aeussere; ob es aber Opferhügel, oder wirkliche Gräber sind, lässt sich dadurch nicht bestimmen. Aufgrabungen, die jedoch noch nicht erfolgt sind, würden hierüber das beste Licht geben, wobei zu berücksichtigen ist, dass auf letzterem in neuerer Zeit von einem Landschulzen, der Umsicht wegen, ein Lusthaus errichtet war und daher noch Grundanlagen davon oben statt finden können, und ersterer vor einigen Jahren von einem Bau-Conducteur

durch Erdbohre, als die rechte Art solche Gegenstände zu untersuchen, untersucht wurde, wovon sich in demselben gleichfalls noch Spuren finden können, welche den ächten Forscher in Zukunft nicht irre leiten dürfen.

Ungefähr ¾ Stunden von dem letzten Werke entfernt, auf dem Wege zwischen Bocho und Hohengörsdorf, ebenfalls in der Nähe von Jüterbogk, liegt noch ein Denkmal aus heidnischer Vorwelt, welches den Namen: Malleus führt, und wobei bemerkt werden muss, dass Bocho ein wendischer Name, und aus den Worten: Bog und Aue zusammengesetzt ist, daher so viel, als Gottesaue heisst, so wie Jüterbogk aus den beiden wendischen Worten, nach Philipp Melanchthons Erklärung, Jütre — die Morgenröthe — und Bog, oder Bogg — Gott — besteht, also so viel bedeutet, als Gott der Morgenröthe, oder Morgengott.

Schlussbemerkungen.

Bei Berücksichtigung alles dessen, was hier vorgeschickt ist und welches an den Tag legt, dass die Gegend auf dem rechten Elbufer, besonders da, wo sich die Elster in die Elbe ergiesst, nach Nord-Ost und West hin verhältnissmässig in uralter Zeit schon sehr bedeutend bevölkert sein musste, und die Erde hier in einem Umkreise von mehreren Meilen einen geheiligten Boden vorstellte, dringen sich dem Forscher folgende Fragen auf:

1) Wie alt sind die hier vorgefundenen Werke, und von welchem Urvolke wurden sie erbaut?

2) Unter welchen Figuren oder Bildern, verehrten die alten Bewohner des rechten Elbufers unweit dem Ausfluss der schwarzen Elster, die Gottheit, deren Dasein ihnen das Gefühl gab?

3) Wie weit ging das Gebiet des vorälterlichen Volkes, von welchem die in gedachtem Bezirke vorgefundenen Denkmale ihre Entstehung haben?

Was die erste Frage betrifft, so ist solche allerdings sehr schwer zu beantworten, und die Zuverlässigkeit keineswegs unumstösslich an den Tag zu bringen. Ueberhaupt, glaube ich, muss man zuvörderst die aufgefundenen Denkmale bei Jüterbogk von denen dicht an der schwarzen Elster unterscheiden, und darf beide keineswegs ein und demselben vorweltlichen Völkerstamme zueignen, weil die Werke selbst klar zeigen, dass hier bei gottesdienstlichen Verrichtungen ganz verschiedene Ansichten und Gebräuche statt fanden. Die Opferplätze bei Jüterbogk liegen alle hoch, und der Golmberg, als der vorzüglichste, überschaut die ganze, weite Umgegend. Dabei bestehen sie aus Hügeln oder Bergen. Die Burgwälle oder Götzentempel an der Elster haben ganz die Gestalt eines Amphitheaters, sind versteckt gelegen und müssen, anstatt dass jene aus der Ferne in die Augen fallen, mit Mühe in Niederungen und Morästen gesucht werden. Also statt man dort mit den religiösen Gebräuchen prahlerisch verfuhr, oder wenigstens von den Höhen aus, die Morgenröthe gleich bei dem ersten Eintritt zu schauen wünschte, verrichtete man hier gottesdienstliche Handlungen so versteckt und demüthig, als nur möglich, ohne alle Prahlsucht, und mit gänzlicher Verzichtung auf das zeitige Erblicken des Morgenrothes. — Der Cultus musste also auf beiden Punkten

jedenfalls sehr verschieden sein, ob solche gleich nur eine Weite von vier bis sechs deutschen Meilen trennt. Die Werke um Jüterbogk gehören, wie ich diess aus der Chronik von Jüterbogk durch das Vorausgeschickte bewiesen zu haben glaube, den Sorben-Wenden an, und können also höchstens 1300 Jahre alt sein. Denn im 5. Jahrhundert bezogen die Sörben oder Sorben die hiesige Gegend *) und im zwölften besiegte sie unter Kaiser Conrad dem Dritten, Heinrich der Löwe und Albert der Bär, nach wiederholt schon erfolgter, dauerlosen Bekämpfung, auch in dieser Gegend so, dass sie wohl an Anlegung neuer Opferplätze nicht mehr denken konnten, wenn auch ihre Religions-Gebräuche damit noch nicht völlig unterdrückt waren, sondern nach und nach erst gänzlich verlöscht werden mussten. Im Jahre 1184 wurde das Kloster zu Dobrilugk gestiftet **) nachdem schon zwei Jahre früher, also 1182 ein Kloster in Jüterbogk ***) von Wichmann errichtet worden war, womit also das Heidenthum in der auf dem linken Elbufer am Ausfluss der schwarzen Elster gelegenen Gegend auch ein Ende gehabt haben muss.

Damit wäre nun der Beweis über den Ursprung der Denkmale um Jüterbogk, und deren ungefähres Alter einigermaassen kurz geführt; aber nicht so leicht ist diess von den Werken mehr in der Nähe der Elster. Ob diese Denkmale von den Sorbenwenden oder Semnonen oder

*) *Copionis Chron. c. continuatione Peuceri p. m.* 468.

**) *Dobrilucum redivivum* von *Christophoro Richtero*, 1719. im Amts-Archiv zu Dobrilugk befindlich, p. 163.

***) Geschichte der Kreisstadt Jüterbogk von D. J. C. Brand 1527. p. 21.

noch älteren Bewohnern herstammen, diess sind die Fragen, welche beantwortet werden müssen, wenn deren Alter einigermaassen bestimmt werden soll. Tacitus *) erwähnt dieses Volk und spricht von dessen heiligen Haine, der schon damals in grossem Rufe stand, folglich gewiss schon lange Jahre florirt hatte und daher von andern Suevischen Stämmen besucht wurde, giebt demselben aber dadurch kein sonderliches Lob, wenn er sagt, dass sie ihren grausamen Gottesdienst mit einem Menschenopfer anfingen. Der scharfsichtige Wilhelm **) stellt diesen Hain einige Meilen östlich von dem Ausfluss der schwarzen Elster, und nimmt, wie andere an, dass die Semnonen besonders ihren Sitz zwischen der Elbe und Oder hatten. Hieraus folgt, dass vor den Sorbenwenden (vielleicht auch noch mit diesen zugleich, oder solchen zur Seite) die Gegend unweit dem Ausfluss der schwarzen Elster von den Senonen oder Semnonen bewohnt wurde. ***) Ein Gleiches beweisst auch folgende

*) *Tacitus de moribus et populis Germaniae Cap. XXXIX.*

**) Germanien und seine Bewohner von A. B. Wilhelm, vom Jahre 1823. S. 50 und 238.

***) Da diess Volk später verschwand und nicht wieder in der Geschichte zum Vorschein kam, glaube ich einverleibte sich dasselbe nach und nach den Sorbenwenden und nahm durch nach und nach eingeschlichene Verschwisterung deren Gebräuche an, was um so wahrscheinlicher ist, da es ein friedliebendes Volk gewesen sein soll und andern Nationen zum Asyl diente, wie vorgedachter Herr D. Wilhelm meint. Auf diese Art werden Sitten und Gebräuche gar leicht verlöscht. Die Sorbenwenden selbst mochten nicht so leicht darin nachgeben und behaupten sich deswegen in der Lausitz noch. Deswegen stehen später deren Gebräuche mehr vor und verdunkeln von den Semnonen alles.

Stelle aus der handschriftlich vorhandenen Chronik der Stadt Jüterbogk: „So scheint fast diese Stadt — Jüterbogk — wo nicht vor, jedoch bald nach Christi Geburt unter der Senonen Herzoge Regierung (welche so gewaltig gewesen, dass sie auch Anno 416 vor Christi Geburt die Stadt Rom eingenommen haben (?) von einem derselben (wie auch Alt-Brandenburg) Namens Brenone erbauet worden, wie solches die *vestigia* der alten Gebäude an Kirchen, Thoren und Thürmen bei den erwähnten Städten klar demonstriren. So ist mir auch zur Zeit eine uralte Schrift zu handen gekommen, (welche im Kloster Lehnin unter andern *monumentis* funden worden), darauf unter andern die Worte gestanden: *Oppidum vetus Brennoburgum nec non adiicientia et finitima loca ad ortum vergentia usque ad Juterbogam a Senonum duce tempestate et ante Christi nativitatem in flore fuisse illas urbes ab iis conditas esse omnes fide digni historiographi constantes autumant, quod etiam ex numismatibus et insigniis plane liquet;**) dabei ich es, was den *Situm et originem* anlangt bewenden lassen.“

Wenn nun dadurch als erwiesen angenommen wird, dass die Semnonen vor den Sorbenwenden, oder vielleicht auch noch mit denselben zugleich die genannte Gegend bewohnten, der letzteren gottesdienstliche Verrichtun-

*) Aus den Worten in dieser Stelle: *a Senonum duce tempestate* ist kein denklicher Sinn herauszubringen; man liess sie daher stehen, wie sie in jene uralte Schrift niedergeschrieben worden sind, um der Alterthümlichkeit nicht zu nahe zu treten. Etwas deutlicher dürften diese Worte mit Unterscheidungszeichen werden, nämlich: *a Senonum duce, tempestate et* u. s. w. Ich bin der Meinung, dass es heissen muss *a Senonum ducis tempestate et etc.*



gen, wie sich bei Jüterbogk erwiesen, mehr auf Anhöhen, als in Niederungen vollzogen wurden, Tacitus den Semnonen an schon gedachtem Orte heilige Haine, als geliebte Opferplätze, anweist, auf trocknen Bergen aber, wie auf dem rechten Elbufer durchgängig, sich nie so üppige und dazu eignende Laubholzwaldungen finden, als in den Niederungen, besonders aber an der schwarzen Elster entlang; so wird dadurch sehr wahrscheinlich, dass die unweit diesem Flusse gelegenen und beschriebenen Opferherde oder Tempel nicht den Sorbenwenden, sondern den Semnonen angehören, und folglich noch über 2000 Jahre alt sein können. Im Jahre 84 nach Christi Geburt, kam schon einer ihrer Könige nach Rom.*) Damals war es also ein mächtiges von den Römern geehrtes Volk. Wie lange Zeit wurde erfordert, ehe es diesen Ruf bekam, und lange vor Christi Geburt muss es also schon bestanden haben. — Dass der eine der gefundenen Tempel, nicht nur viel Kraft und Zeit erforderte, solchen zu errichten, sondern auch Jahrhunderte in Flor war, diess hat der hier früher angezeigte Befund und die genaue Schilderung des Werkes selbst, schon deutlich bewiesen. Nach Herrn D. Wilhelm**) waren die Semnonen ein Volk, das nicht, wie andere Suevenstämme, die Veränderung mit seinen Wohnsitzen liebte, sondern ruhig in seiner Heimath blieb und andern herumziehenden Völkern zuweilen gar ein Asyl in seinem Lande verlieh. Auch diess ist ein Beweis, dass die aufgefundenen Werke an der Elster,

---

*) *Dio Cass. LXVII. 5.*

**) Germanien und seine Bewohner von D. August Benedict Wilhelm. S. 259.

keinem andern Volke, als den Semnonen angehören, die wohl unter Sueven begriffen waren, aber vom Herumziehen gleichwohl durchaus nichts hielten.

Vergleicht man die in dem Tempel, oder auf dem grossen Opferherde unweit Schlieben ausgegrabenen Gefäss-Bruchstücke, und ganzen Gefässe in Hinsicht ihrer Masse, Form, ihren Verzierungen, u. s. w. mit allen den vielfältig aus den, auf den beiderseitigen Ufern der Elster gelegenen Grabhügeln ausgegrabenen Gefässen; so sieht man hell und deutlich, dass beide Werke ein und ebendemselben Völkerstamme angehören, was auch die an beiden Orten gefundenen Bronze-Nadeln oder Griffel beweisen. Kurz, es ist hier kein Unterschied, als, dass in den Tempeln alles was ein eigener Zufall nicht erhielt, zerbrochen bunt unter einander in der Erde liegend getroffen wird, dagegen in den Gräbern eine gewisse Ordnung statt findet, und nur das zerstört gefunden wird, was der Zahn der Zeit that, oder weichen musste, um anderer Beisetzung Platz zu machen. Denn wird berücksichtigt, dass in vielen Grabhügeln gleich von oben herein einzelne Urnenscherben gefunden werden, und sich hier und da auch auf dem richtigen Standpunkte Scherben in neuerlich nicht gestörten Gräbern finden, die nichts weniger, als durch die Zeit aufgelösten Urnen angehören; so ist diess nicht gut anders zu erklären, als, dass Nachbestattungen statt fanden, und dabei auch mitunter ältere Grabgefässe neueren weichen mussten. Auch diese in den Gräbern einzeln gefundenen Scherben sind von Gehalt und nach den darauf befindlichen Figuren, denen gleich, die auf den Opferherden ausgegraben werden. Demnach ist es kaum noch zu bezweifeln, dass beiderlei Art Denkmale zusammen gehö-

ren, und von den Semnonen herrühren, also auch von gleichem Alter sind.

Hierzu kommt, dass es mir wenigstens in der Nähe von Jüterbogk nicht geglückt hat, dergleichen Grabhügelgruppen aufzufinden, obschon dieser Ort eine Menge derselben bedurfte, und solche noch dort zu finden sein müssten, wenn gleiche Bestattungsart auch da statt gefunden hätte. Wie stark, mächtig und also auch wie volkreich Jüterbogk schon zur heidnischen Wendenzeit war, und welchen grossen Begräbnissplatz es aus solchem Grunde brauchte, zeigen folgende Stellen aus der handschriftlich vorhandenen Chronik oder Sammlung aller merkwürdigen Begebenheiten der Stadt Jüterbogk: „Allein in den Jahren 780 — 89 nach Christi Geburt, wo Kaiser Carl der Grosse Deutschland zum christlichen Glauben bekehrte, kam auch die Reihe mit an diese Gegend, und überwältigte die Sorben, ein Volk, welches längs der Elbe und Saale in hiesiger und Brandenburgischer Gegend sich besetzt hatte, und seine Wohnsitze aufgeschlagen, welche, da sie sich oft wiedersetzten, und die christliche Religion nicht annehmen wollten, vorjetzt und gänzlich vertrieben wurden, nachdem Brandenburg und Jüterbogk mit stürmender Hand war eingenommen worden, und diese Gegend mit neuen Einwohnern aus der Elsass und dem Bisthum Strasburg besetzt worden ist, und hat also mit diesen Völkern das Christenthum seinen ersten Anfang allhier genommen, welche Völker von Strabo Tribockli oder Tribocker genannt wurden."

„Allein da Carolus M. mit den Hunnen oder Ungern in einen Krieg verwickelt wurde, so konnte er seine ganze Kriegsmacht gegen die Sorben und Wenden nicht

continuirend gebrauchen, selbige gänzlich zu vertilgen. So kam es denn, dass die Wenden die neuen Einwohner hiesigen Ortes und Gegend grösstentheils wieder verjagten, sich wieder festsetzten, und ihre Religion im Schwunge brachten, mithin der christlichen Religion der weitern Ausbreitung und Vervollkommnung Hindernisse in den Weg gelegt wurden.“

„Bis ungefähr ums Jahr 927 nach Christi Geburt, da Kaiser Heinrich der Vogler die Sorben und Wenden bekriegte, hat er selbige etwas gedemüthigt, und zu seinem Gehörsam gebracht, Jüterbogk erobert, Obrigkeit darinne angeordnet und Kirchen gebaut, mithin das Christenthum aufs neue wieder eingeführt.“

„Anno 950 ungefähr hat Kaiser Otto der erste die Wenden sich aufs neue unterwürfig gemacht, Veränderungen in ihrer Religion getroffen, und ihr Regiment abgeschafft, christliche Obrigkeiten eingesetzt und Lehranstalten errichtet, damit sie besser unterrichtet werden möchten, drei Bisthümer, Altenburg, Brandenburg und Havelberg gestiftet, den Sorben aber zum Besten die Bisthümer Magdeburg, Merseburg, Zeitz und Meissen aufgerichtet. In demselben christlichen Glauben sind sie auch geblieben, so lange die Ottones regieret haben, bis ungefähr ums Jahr 1001; da sind sie wieder abgefallen.“

„Zu Kaiser Otto des ersten Zeiten ist auch diese Provinz mit dem Namen: Ploni, belegt worden, und die geistliche Jurisdiction und Inspection ist dem Stift Brandenburg freiwillig überlassen worden.“

„Im Jahre 1006 war dieser Ort schon so ansehnlich, dass sich die sächsischen Fürsten mit ihrem ganzen Heer nicht getrauet durch- oder nur vorbei zu marschiren, als sie den Bömischen Herzog, Balislaus verfolgten, wel-

cher die Bürger von Zerbst mit sich in die Gefangenschaft geführet."

„Unter dem Kaiser Conrad dem zweiten, welcher Anno 1025 zu regieren angefangen, bis aufs Jahr 1040 hat Gottschalt, ihr Fürst, welcher in der christlichen Religion unterrichtet war, die heidnische Abgötterei abermals abgethan, aber er ist 1066 von den seinen darüber erschlagen worden, worauf denn alles in die vorige Abgötterei wieder zurückfiel, und ganzer 84 Jahre alles unveränderlich darinne blieb, bis auf Herzog Heinrico leo und Markgraf Albrecht dem Bär."

Diesem allen sei nun wie ihm wolle, so folgt doch so viel daraus, dass Jüterbogk schon lange bei vorchristlicher Zeit ein sehr bevölkerter Ort war, also eine grosse Grabstelle brauchte, die bei Jüterbogk nicht zu finden ist. Dass die Cultur alles zerstört hätte, ist deswegen nicht gut anzunehmen, weil bei Jüterbogk nördlich und nordöstlich unfruchtbare, grosse Wüstungen liegen und man gerade gern Sandgegend zu den Grabhügelstellen wählte, wie ich diess in der Regel auf dem rechten Elbufer getroffen habe, und Herr Prof. Seyffarth *) auch gefunden hat. Es müssen demnach andere Ursachen zum Grunde liegen, warum hier die Grabhügel fehlen, gleichwohl grosse Opferhügel vorhanden sind. Herr Superintendent Worbs in Priebus nimmt an, **) dass die Wenden ihre Todten nicht verbrannt, und deren Asche in Urnen also nicht gesammelt und in Hügeln beigesezt.

---

*) Erster Band der Beiträge zur vaterländischen Alterthumskunde von dem Sächsischen Vereine, S. 82.

**) Ersten Bandes erstes Heft der deutschen Alterthümer vom Prof. D. F. Kruse.

hätten, sondern dass solche Gewohnheit nur den Deutschen eigen gewesen. Dass bei der sehr volkreich gewesenen Wendenstadt Jüterbogk wenig oder gar keine dergleichen Gräber zu finden sind, giebt dessen Meinung einige Wahrscheinlichkeit. Herr D. Brand*) sagt: Im Jahre 1726 fand man bei der Beerdigung auf dem Kirchhofe — der Mönchenkirche zu Jüterbogk — zwei Urnen nebst Pike, Sturmhaube und einen grossen Degen mit der Jahrzahl 1000 und der Inschrift Kaiser Hainrich, welche Alterthümer aber leider verloren gegangen sind. Dass hier irgend ein wendischer Ritter schlummerte ist klar, aber nicht so evident erwiesen, dass dessen Körper vor dem Bestatten verbrannt worden sei. Da nichts davon gesagt wird, dass sich in den Urnen Asche befand, so scheinen solche ebenfalls nur Mitgaben gewesen, und der Körper unverbrannt hier beerdigt worden zu sein. Auch diess giebt einigen Anschein als hätten die hier wohnenden Wenden ihre Todten nicht verbrannt. Dazu kommt, — woher es genommen ist, hat man, leider nicht nachgewiesen — was D. Brand**) sagt, und folgendermassen lautet: „Die alte Völkerschaft der hiesigen Gegend, welche die Geschichte kennt, waren die Slaven oder Wenden; sie sollen nach Abzug der Semnonen im fünften Jahrhundert aus Sarmatien, dem heutigen Liefland, eingewandert sein; soviel ist gewiss, dass dieselben den Gau Ploni in der Nähe des Planenflusses (zum nachherigem Bisthum Brandenburg (949) gehörig) bewohnten, und schon einen gewissen Culturzustand be-

---

*) Geschichte der Kreisstadt Jüterbogk von D. Johann Carl Brand, S. 46.

**) Dessen nur gedachte Geschichte der Kreisstadt Jüterbogk.

sassen. Sie wohnten als ein freies Volk in Flecken und zerstreuten Höfen, hatten einen eigenen Fürsten, eine Menge Götter worunter zwei: Bialibohg, weisser, guter Gott, und Zarnebohg, schwarzer, böser Gott, die merkwürdigsten waren; diese Götzen, bedient von ihren Priestern, standen in Eichenwäldern, an Flüssen frei oder in Tempeln. Der Montag war ihr Sabath; ausserdem feierten sie auch andere Feste im Frühling und nach der Erndte, an welchen sie Vieh und Menschen, besonders gefangene Christen, den Göttern opferten. Ihre Todten begruben sie und gaben ihnen mit, was sie im Leben vorzüglich besessen, worzu der Glaube an Auferstehung sie veranlasste." —

Meinen hier vor Augen liegenden Gegenstand betreffend, glaube ich hierin noch einigen Beweis mehr zu finden, welcher mich zu der Schlussfolge berechtigt, dass die hier in der Nähe der Elster gelegenen Werke nicht den Sorben-Wenden, sondern den Semnonen angehören, und also über 1300 Jahre alt sein müssen, ja das Alter von 2000 Jahren und höher hinauf, mitunter erreicht haben können.

Wir kommen nun zur Beantwortung der zweiten Frage: Unter welchen Figuren oder Bildern verehrten die alten Bewohner des rechten Elbufers, unweit dem Ausfluss der schwarzen Elster die Gottheit, deren Dasein ihnen das Gefühl gab?

Wenn gleich Cäsar *) sagt: dass die Deutschen früher gar keine Gottheit gehabt, sondern den löblichen Götzendienst erst später von den Römern entlehnt hät-

*) *Jul. Caes. de bell. Gall. l. 6. c. 21. §. 1.*

ten, damit aber mit Tacitus*) solchen eine Menge Gottheiten zulegt, und daraus hervorgeht, dass sie einen Belbock und Zernebock, (Castor und Pollux) die Sonne, den Mond, den Taran oder Tor (Mars und Jupiter), den Crodo (Saturnus), die Frea, Freia, auch Frega (Venus), die Erde als Mutter der Götter, (Herthus, Herta), das Feuer in Rücksicht der Sonne, den Stammvater der Erde, (Tuisto, Tuito), und dessen Sohn (Mannus), die Isis und andere Gottheiten mehr verehrten: so ist doch dieses alles hinsichtlich der alten Bewohner auf dem rechten Elbufer wenig zu berücksichtigen, weil erstlich nicht viel oder gar keine alten Römerfüsse diesen Boden betraten, und also alles, was sie uns über diesen Erdstrich sagen, nur durch Hörensagen gewonnen worden ist, ausserdem aber hier mit den auf dem linken Elbufer nicht zu vergleichende Deutsche, und zwar Semnonen-Sueven gewohnt haben, welche sich wohl überhaupt aus guten Gründen auch nicht zu geneigt finden mochten, den Römern viel Wahres von ihrer Lage zu berichten. — Deswegen beschränke ich mich bei Erörterung der vorgelegten Frage, auch bloss auf örtliche Urkunden und Schlüsse, die aus dem Befunde folgen, und überlasse das, was dadurch nicht aufs Reine kommt, andern zur Ermittlung.

Andere Schriftsteller nennen den Flies, den Svantewith, den Radegast,**) den Zuttiber und Crodo, besonders als Gottheiten der Wenden. Diese könnten eher auf unsere Gegend passen, daher will ich bemüht

*) *Tac. de morib. Germ.*

**) *Scheel. de Diis Germ. Helmold. Chron. Slav.* und *Masius de Diis Obotritis praecipue Radegasto.*

sein, örtlich auszumitteln, ob angenommen werden kann, dass eine dieser Gottheiten oder alle fünf hier verehrt wurden, und solche etwa in den hier gedachten Semnonen-Tempeln oder andern Ortes aufgestellt waren? —

Die in und unweit Jüterbogk aufgefundenen und hier angezeigten Punkte, wo gottesdienstliche Verrichtung von den Sorbenwenden öffentlich in Ausführung kam, als der Tempel auf dem Tanzberge in Jüterbogk, und dem Golmberge bei Stülpe unweit Jüterbogk, trugen keinen von den hier gedachten Götzen, sondern den Gott der Morgenröthe (Jütribog), wie diess früher hier dargethan ist. War dieser Juetre-Bog oder Jutribog, mit Peipegula nicht ein und derselbe, welchen das hier früher angezogene Schreiben des zu Anfange des 12ten Jahrhunderts lebenden Bischofs Adelgott in Magdeburg Erwähnung thut, so wurden in und unweit Jüterbogk wohl zwei wendische Gottheiten verehrt, der Jutribog und Peipegula, aber ein Flies, Svantewith, Radegast, Zuttiber und Crodo kam hier nicht in das Spiel.

Wo der Gott der Morgenröthe stand und verehrt wurde, ist klar erwiesen und gesagt, aber nicht unter welchem Bilde, wovon aber auch' nichts Bestimmtes nachgewiesen werden kann. Mir scheint es aus nachstehenden Gründen höchst wahrscheinlich, dass man bei Verehrung des Morgengottes, oder des Gottes der Morgenröthe (Jutribog) gar kein Bild vor Augen hatte, sondern die erscheinende Morgenröthe selbst als solches betrachtete, und darin das höhere, verehrbare Wesen fand. Denn der eine Punkt, wo die Verehrung solcher Götter statt fand, war der Golmberg, der am höchsten gelegene Ort in einer weiten Umgebung. Von hier aus

erblickte man das Morgenroth am frühsten. Hätten sie ein Bild gehabt, welches die Morgenröthe vorstellte, so würde man weniger bemüht gewesen sein, nach dem Erscheinen derselben selbst so augenscheinlich zu trachten, und deren sichtbaren Eintritt so zeitig als möglich hier durch die Höhe zu erzielen; jenes, das Bild, war an jedem Orte aufzustellen und die Befriedigung stets zu erlangen. Sagt also die Chronik der Stadt Jüterbogk gleich, dass Carl der Grosse den Götzen Jüterbog auf dem Golmberge zerstört habe, so verstehe ich darunter nichts weiter, als dass er die Verehrung des Morgenroths auf dem Golmberge abstellte, indem er eine christliche Capelle dort aufbaute, und dadurch den Wenden verhinderte den Sonnenaufgang von hier ferner in Augenschein zu nehmen und anzubeten. Zwar stand auch in Jüterbogk selbst, also in einer tief gelegenen Gegend, ein Tempel der Morgengöttin, aber ebenfalls auf einem künstlich errichteten Berge und nach der hier früher schon vorausgeschickten Schilderung, so wie auch aus der jetzt noch obwaltenden Localität-Ansicht, so klein, dass darin gar kein sonderlicher Götze aufgestellt, noch weniger Gottesdienst mit Zulass der geringsten Volksmenge in demselben gehalten werden konnte. Zum Ueberfluss hier noch, was der Diaconus Hannemann*) in seiner 1617 gehaltenen Jubelpredigt darüber sagt: „Von einer solchen heidnischen Entstehung der Stadt hat auch Anzeigung gethan das uralte Tempelein, welches ungefähr nur vor 40 und etlichen Jahren ist eingerissen worden, darinne der heidnische Götzendienst der wendischen Morgengöttin soll geleistet worden sein.

*) Geschichte der Kreisstadt Jüterbogk v. D. J. C. Brand. S. 15.

Diess Tempelein, welches auf dem Neumarkt bei dem steinernen Kreutz gestanden, ist die Länge, Breite und Höhe, bis an das Dach, recht viereckigt von Mauerstein aufgeführt gewesen, hat oben ein Kreutzgewölbe, und darüber ein viereckigt zugespitztes Dach gehabt. Die Thür oder Eingang von Abendwärts ist niedrig gewesen, also, dass man im Eingehen sich etwas bücken müssen. Es hat auch keine Fenster gehabt, sondern nur ein rundes Loch mit einem starken, eisernen Gitter verwahrt, gegen Morgen und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche, so gross, als der Boden von einer Tonne, dass das Licht hat hinein gehen können. Also hab ichs von mehreren Personen, die noch am Leben sind, schildern hören." Betrachtet man die Sache genau, so geht klar hervor, dass gar kein Götzenbild darin aufgestellt gewesen sein kann, denn bei geschilderter Anlage war das Ganze ein dunkeles Gemach oder vielmehr ein blosses Loch, wohin so wenig Licht einfiel, dass jede daselbst aufgestellte Herrlichkeit, stets im dunkeln blieb. Wozu also der Götze, der nicht anschaulich gemacht werden konnte? Hierzu kommt, dass die ganze Einrichtung des Eingangs von der Art war, um das Eingehen und Hineinblicken zu verhindern. Ein Fenster hatte das Werk gar nicht, sondern bloss ein rundes Loch, genau gegen den Sonnenaufgang gerichtet. Hieraus erhellet nach meiner Ansicht, dass auch bei Einrichtung dieses Tempels nichts weiter zum Grunde lag, als die Morgenröthe in ihrem Glanze allein, so zeitig als möglich zu schauen, und solche ohne Bild, göttlich zu verehren. Wahrscheinlich war schon vor Sonnenaufgang ein Priester im Tempel, und um denselben, wenigstens zu gewissen Zeiten, das Volk versammelt.

Das Volk sah seinen Gott bei Eintritt des Morgenroths klar und deutlich, so wie der Priester, nur mit dem Unterschiede, dass letzterer durch andere Gegenstände nicht so leicht davon abgezogen werden, und seine Gedanken also einzig und allein auf diesen einen Gegenstand richten konnte, um aus dem runden Loche desto kräftiger über diese eingebildete Gottheit zu dem Volke zu sprechen. Dass kein Bild im Tempel war, ergiebt sich auch einigermassen daraus, weil kein Wort darüber in der Chronik vorkommt, gleichwohl Heiden und Christen hier Jahrhunderte zusammen wohnten. Eine hier früher schon angezogene und mitgetheilte Stelle aus der Chronik von Jüterbogk beweist nämlich: dass Carl der Grosse die Wenden schon im achten Jahrhundert in der Gegend um Jüterbogk besiegte, und christliche Colonisten dort ansiedelte; hierzu tritt folgende Stelle aus gleicher Quelle.

„Zugleich aber (nämlich im Jahre 1160) ward von demselben Erzbischof Wichmann eine neue, christliche Vorstadt: der Damm, angelegt, erbauet, und in ihr eine Kirche mit einem Kloster; hingegen in der heidnischen Stadt errichtete er bloss eine Kapelle, um so nach und nach das Christenthum darinne zu verbreiten.“

Also fast 400 Jahre wohnten hier Christen und heidnische Wenden unter einander. Sollten die Christen den Götzen der Wenden nicht haben kennen lernen, und also von der Gestalt des Gottes Jüterbog nicht eine Schilderung übrig geblieben sein, wenn er unter einem Bilde verehrt wurde? Wurden die Christen in dieser Zeit auch oft wieder verjagt und manche erschlagen, so sind doch gewiss so viel übrig geblieben, um einen Begriff von einem solchen Bilde zu geben. Längst stand ein Frauen-

kloster in Jüterbogk, als noch die Wenden ihren Jütribog daneben aus ihrem Tempel verehrten. Auch keine Klosternachricht ist da, die das Bild beschreibt. Ich glaube also gewiss, dass Carl der Grosse auf dem Golmberge, kein dergleichen Bild zu zerstören fand, sondern bloss die Verehrung der Morgenröthe der Wenden, von da aus vernichtete, welches unter den Worten zu verstehen ist, dass er dort den Götzen zerstörte.

Was von dem Gott Peipegula zu halten ist, darüber lässt sich nichts weiter sagen, als was in der hier angezogenen Urkunde gesagt ist, die denselben bloss nennt, und sagt: dass er an Christenopfern den grössten Wohlgefallen gehabt. Dass er in der Gegend von Jüterbogk gleichfalls geachtet wurde, liegt in den Worten gedachter Urkunde, aber in welcher Gestalt man ihn verehrte, steht ganz im Dunkel. So viel ist gewiss, dass er auf den beiden durch Menschenhand offenbar errichteten und hier erwähnten Hügeln, in Burgsdorf und auf der Mark Fröden unweit Jüterbogk, Platz hatte, die wenigstens ohne den ähnlichen Zweck nicht aufgeworfen sind. Weiter lässt sich darüber, weder urkundlich, noch schliesslich etwas sagen.

Keine Stadt der hiesigen Umgegend hat eine Chronik, welche bis zum vorchristlichen Zeitalter hinaufreicht, als Jüterbogk. Das *Dobriculum redivivum* von Christoph Richter, im Amte Dobrilugk befindlich, spricht zwar viel von einem Radegast und einem Svantewith, hat auch beide Götzen grob gezeichnet in sich, aber alles aus bekannten Schriftstellern genommen, und daraus auch die Zeichnungen formirt. Diess giebt also kein helleres Licht, als schon statt fand, und erläutert gar nichts örtliches. Bloss eine kurze Stelle p. 328 macht

eine geringe Ausnahme davon. Hier sagt diese Chronik: „Peccenstein in Beschreibung der Stadt Hein, merkt an, dass man zu seiner Zeit vor gewiss sagen wollen, ob wäre noch bei Mannsgedenken ein Waldgott Svantewith in einer Capelle vor dem Dresdner Thore zu Hain in einem Winkel, bloss zum Gedächtniss aufgerichtet, zu sehen gewesen v. Theat. Sax. T. 3. p. 53.“ Berücksichtet man hierbei, was Herr Rentamtmann Preusker in Grossenhain neuerlich*) sagt, nämlich: dass der Sage nach, da, wo jetzt das Dorf Wantewith bei Grossenhain stehe, ehemals ein Opferaltar des slavischen Gottes Svantewith gestanden habe; wird es um desto wahrscheinlicher, dass in der Gegend um Grossenhain wirklich dergleichen Gottheit verehrt wurde, aber es leuchtet nicht daraus hervor, in welcher Form und wie? diess bleibt eine Frage.

Noch dunkler bleibt es aber, welche Gottheit in den, wie ich glaube, aufgefundenen Semnonentempeln an der schwarzen Elster verehrt wurde, und auf welche Art diess geschah? — Nimmt man an, was *Tac. de morib. Germ.* an schon angezogenen Orte Cap. 39 von dem heiligen Haine, durch Hörensagen unterrichtet, spricht, so wissen wir so viel als nichts, durch die Geschichte. Jede örtliche Chronik schweigt davon, und andere Schriftsteller wissen eben so wenig. Kurz, die Sache ist zu alt, als dass uns die deutsche Geschichte was darüber mittheilen könnte. Was also darüber an das Licht gestellt werden kann, muss der reine örtliche Befund

*) Beiträge zur vaterländischen Alterthumskunde von dem Sächsischen Vereine zur Erforschung vaterländischer Alterthümer, erster Band, S. 107.

thun. Mehr kann nicht geschehen. Diesen habe ich an seinem Orte hier angezeigt. Jetzt folgen die Schlüsse, worauf auch schon aufmerksam gemacht ist. Was hier hingegeben und geopfert wurde, ist gesagt und klar an das Licht gestellt worden. Man legte die Opfergaben nicht auf errichtete Altäre, sondern es wurden Gruben in die Erde gemacht, gewaltige Feuer angezündet, und das Opfer hineingeworfen, dann aber die Gruben verscharrt, oder schnell mit Erde wieder verschüttet. So gab es der Augenschein und die Vernunft bei der Aufgrabung. Nach meiner Ansicht wurde demnach hier die Erde selbst göttlich verehrt, und ihr zur Dankbarkeit ein Theil von dem zurück gegeben, was man von ihr hatte, ohne noch ein anderes Bild dazu bedurft zu haben. Denn alle Ueberreste, die beim Nachgraben gefunden wurden, lagen nicht auf, sondern in der Erde in einer starken Aschenschicht. — Da ein kurzsichtiger Blick schon erkennen lässt, dass wir von der Erde und Sonne alles haben, und ohne diese Weltkörper im menschlichen Verhältniss nicht leben würden, ist es auch möglich, dass die Sonne mit in das Spiel kam, zumal sie in solchen, nicht überbauten Tempeln, stets lebhaft an sich erinnerte, und desto mehr Ehrfurcht einflössen musste. — Dass man ungestört sein wollte, und ernstlich bemüht war, reiflich über die Gottheit nachzudenken, diess zeigt die Localität. Denn in solchen Morästen, wo früher, als alle Abzugsgräben fehlten, wohl niemand leicht einzudringen vermochte, hätte man seine Tempel nicht angelegt, wenn nicht Ruhe gewünscht worden wäre, um reiflich über das nachdenken zu können, was man vor hatte. Sobald diess aber wirklich geschah, konnte auch kein Stück Holz oder Stein

und dergleichen hier göttlich verehrt werden. Von der Sonne und Erde lässt sich es eher denken, da sich diese Körper täglich so auffallend wohlthätig zeigten. Vielleicht dachte man sich auch darunter noch mehr. Dass die Semnonen oder das Volk, welches hier Gott verehrte, schon sehr gebildet war, hat der früher hier angezeigte Befund bewiesen. Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Spinnen, Nähen und dergleichen kannte es schon. Fast alle Hausthiere, die wir haben, hatte es. Metalle mochten schwer zu erschwingen sein, doch kannte es Stahl, Eisen, Kupfer und Bronze, und verstand deren Bearbeitung. Die Töpferkunst stand in verschiedener Rücksicht so hoch, dass wir manches nicht nachmachen können. Aus Knochen und Hirschhorn wussten sie manches zu verfertigen, was das mangelnde Metallgeräth ersetzte. Kinderliebe musste schon in hohem Grade statt finden, denn unter der Asche von Kindern, die noch das zweitemal zu zahnen hatten, was die calcinirten Zahnkronen und kleinen Urnen bewiesen, in denen diese Asche angetroffen wurde, befanden sich in der Regel die mehresten Schmuckgegenstände, als geschliffene Steinchen, spiralförmig aufgewundener Band- und Runddrath, Armringe, solchem Alter angemessen u. s. w. Also dachten und fühlten sie, und folglich konnte es auch nicht fehlen über die wahre Gottheit nachzudenken. Hatten sie auch Bilder, worin sie dieselbe verehrten, so standen sie dennoch nicht mehr so fern von der Reinheit, als man mitunter hier und da geglaubt haben mag. — Nicht ein Ueberbleibsel davon ist bei den Nachgrabungen bis jetzt gefunden worden, so vielfältige und interessante Gegenstände auch dadurch an das Licht kamen, und zu den gemachten Schlussfolgen berechtigen. Daraus zu schlies-

sen, verehrten sie in den Tempeln an der Elster, auch kein vor sich stehendes, geschnitztes oder gehauenes Götzenbild. Sollten die fortgesetzten Nachgrabungen noch etwas liefern, was dieser Ansicht widerspräche, so soll diess treulich nachberichtet werden.

Jetzt zur dritten Frage: Wie weit ging das Gebiet des vorälterlichen Volkes, von welchem die in dem hier nochmals gedachtem Bezirke aufgefundenen Denkmale ihre Entstehung haben?

Einigermassen glaube ich hier schon bewiesen zu haben, dass diese Werke zweierlei Ursprung hatten, und die bei Jüterbogk von den Sorbenwenden, jene an der schwarzen Elster aber von den Semnonen herzurühren scheinen. Wie weit die Grenzen des erstgedachten Volkes gingen, ist einigermassen bekannt, dennoch sind manche Grenzpunkte sehr im Dunkeln und können nicht anders ausgemittelt werden, als durch todte Zeugen. Von den Semnonen wissen wir weiter nichts, als dass sie das rechte Elbufer bewohnten. Um so nöthiger ist es, jeden Funken zu ergreifen, der über deren Wohnbezirk einiges, und wenn auch nur sehr schwaches Licht giebt. Durch Zusammenstellung mehrerer ist dennoch einst mehr Erhellung zu erwarten. Aus diesen Gründen folgen hier noch einige Bemerkungen nach, woraus sich einiges mit Sicherheit folgern lässt.

Zuerst von den Wenden. Da wir noch nicht im Reinen sind, ob diess Volk seine Todten verbrannte oder so begrub, wenn gleich erstere Meinung allgemeiner ist, als die letztere, so können wir auch aus den Grabhügeln und deren Einrichtung nichts folgern. Haben die Wenden ihre Todten nicht verbrannt, so finden wir am rechten Elb- und Elsterufer, von Wittenberg bis Vetschau

und Grossenhain, und höchst wahrscheinlich auch in noch weit ausgedehntern Umfange, gar keine Wendengräber; ob gleich solche Gegend bis zur Stunde theilweis, z. B. bei Vetschau, noch von Stockwenden bewohnt wird. Denn alle Gräber haben hier Aschenurnen, und zeigen hell auf Verbrennung der Todten hin. Es müssen also bis hierüber die Meinungen sich ausgeglichen haben, andere Zeichen aufgesucht werden, welche ohne Grabberücksichtigung schliessen lassen, wie weit zur Wendenherrschaft deren Grenzen sich ausdehnten.

Ich glaube dadurch zum Zweck beizutragen, wenn ich auf mehrere, noch im Gebrauch gebliebene, wendische Benennungen aufmerksam mache, und selbige ins Auge zu fassen anempfehle. Man findet z. B. das Wort: Lugk, noch sehr häufig, indem hier ein bestimmter Wald, dort eine Wiese, da wieder eine Hütung und so weiter, diesen Namen führt. Dieses Wort: Lug, Lugk oder Luc heisst bei den Wenden ein mit Bäumen ganz umsetzter Ort, den man auch wohl mit einem kleinen Wall oder Graben umgeben hat, also ein Gehege, auch eine sumpfigte und morastige Gegend, wohinein man wegen Wasser, Schilf und Kaupen nicht gut kommen kann. *) Wo und so weit also dieses Wort noch vorkommt, müssen Wenden gewohnt haben. Z. B. bei Wittenberg liegt der Bremer Lug und der Rathslug, vier Meilen östlich, zwischen Schweinitz und Bernsdorf, trifft man wieder einen Lug, noch drei Meilen weiter nordöstlich, zwischen der Stadt Schlieben und Körba abermals einen, und so fort. Hier wohnten also früher

---

*) *Dobriculum redivivum* von Christoph Richter (im Amte Dobrilugk befindlich) S. 3.

Wenden, das ist klar, wenn gleich jetzt nicht mehr daran zu denken ist.

Städte und Dörfer trifft man häufig, deren Namen ganz wendischen Ursprungs sind. Von Jüterbogk ist es gesagt, nämlich dass solcher Name aus den beiden wendischen Worten: Jütre, (die Morgenröthe) und Bogg (Gott) zusammengesetzt ist, und des Ortes Chronik beweisst klar, dass es eine der ersten Wendenstädte war. Mit den Namen der Stadt Dobrilugk, welcher Ort auch Dobraluch *) vor alten Zeiten genannt wurde, hat es gleiche Bewandniss; solcher besteht aus den beiden wendischen Worten: Dobra oder Dober (gut, auch vollkommen gut) und Lugk (ein sumpfigter zuweilen auch umwallter Wald oder Busch.) Das Dorf Malitzschkendorf hat einen halb wendischen Namen, denn: malitzschka heisst bei den Wenden sehr klein. Der Ort ist bis auf diese Stunde klein, und dabei ganz nahrlos in Folge seines undankbaren Bodens. Also in doppelter Hinsicht ist der Name passend und daher der Ursprung um so gewisser. Ein gleiches gilt von dem Dorfe Werchluga, bei Schlieben, und Friedrichsluga bei Herzberg. Die Schlusssilben sind wendischen Ursprungs, und von dem Worte: Lug herzuleiten. Beide Orte liegen in Sumpf und Wasser, und es ist also der wendische Zusatz ganz passend gewählt. Der Name des Dorfes Bocho, bei Jüterbogk soll den beiden wendischen Worten: Bog und Aue seinen Ursprung zu verdanken haben, und so viel als Gottesaue heissen. **) Auf diese Art könnte ich hier

*) Chronik von Bischof Ditmar Lib. IV.

**) Geschichte der Kreisstadt Jüterbogk von D. Brand, zweiter Band, S. 58.

auf dem rechten Elbufer an der Elster und Spree mehrere Städte, Dörfer und Marken angeben, allein da schon ohnediess hinlänglich am Tage liegt, und durch solche Angaben abermals genügend bestätigt ist, dass hier früher alles mit Wenden bevölkert war, so ist diess überflüssig. Wo dergleichen und ähnliche, sichere, wenn gleich todte Zeugen zu mangeln anfangen, da ist anzunehmen, dass der von den Wenden bewohnte Erdstrich sich schloss, und das Gebiet anderen Urbewohnern angehörte. Finden sich mehr Alterthums-Forscher, die darauf mit ganzer Aufmerksamkeit achten, so wird diess bald ausgemittelt, und es werden die Grenzen der ehemaligen Wenden in vorchristlicher Zeit ziemlich richtig bestimmt werden können.

Was die Grenzen der Semnonen betrifft, die nach *Tacit. de mor. Germanorum* doch ein bedeutendes Volk ausmachten, und später gleichsam verschwanden, also wahrscheinlich in den Wenden und andern Völkerschaften verschmolzen, so ist deren Wohnbezirk nur aus den von solchen noch übrig gebliebenen Denkmalen einigermassen genauer zu bestimmen, da uns von deren Sprache selbst nichts bekannt blieb, also auf etwanige Benennungsüberbleibsel nicht zu rechnen ist. Solche übrig gebliebene Denkmale scheinen die Rundwälle am Ausfluss der schwarzen Elster, so wie auch die dort stehenden Grabhügel gewesen zu sein, wie ich diess hier, wenn nicht ganz hell, doch sehr wahrscheinlich bewiesen zu haben glaube. Auch ist angezeigt, dass in der Oberlausitz zwischen Camenz und Bautzen, bei dem Kloster Marienstern, und in der Richtung von Bischofswerde, links gegen Görlitz hin, sich noch weit mehr solche Werke befinden. Bemerkt muss noch werden, dass

der schwarzen Elster entlang, einige Spuren von dergleichen Denkmalen, wenn auch nur sehr einzeln, getroffen werden sollen. Analogisch zu schliessen, so sind diese Ueberbleibsel eines hohen Alters sich gleich, und dienten also zu ein und demselben Zweck, worüber Aufgrabungen noch bestimmteres Licht geben müssen. Aus diesen Gründen lässt sich auch viel mit Wahrscheinlichkeit schliessen, dass Semnonen vom Ausfluss der schwarzen Elster bis zu deren Entstehung, also von Wittenberg aus bis Görlitz und darüber hinaus, einst wohnten, und deren Gebiet sich zu beiden Seiten wahrscheinlich beträchtlich ausdehnte, weil derselben Haupttempel doch vermuthlich nicht weit vom Mittelpunkt ihres Wohnsitzes entfernt lagen.

N a c h t r a g.

Bei einem von mir angestellten abermaligen Nachgrabungsversuche auf dem grossen Opferherde zwischen der Stadt Schlieben und dem Dorf Malitzschkendorf, (der Burgwall genannt und durch Fahne 1 auf der hier angehangenen Charte geographisch berichtigt,) am 1. und 2. April 1828 stiess man in fünfviertelelliger Tiefe auf die gewöhnliche Aschenschicht, und in solcher auf eine Menge Thierknochen, worunter sich auch ein Schedel befand, der einem Menschen, im Mittelalter stehend, angehört hatte. Die Thierknochen, unter welchen dieser Schedel ruhete und die, wie hier in der Regel, zerbrochen gefunden worden, gehörten theils einem mässigen Schweine, theils einem starken Rinde an. Obgleich

auch dieser menschliche Schedel vor der Niederlegung an diesem Ort, als Opfergabe, wenigstens in zwei Hälften zersprengt oder zerschlagen gewesen sein musste, da man eine Hälfte zwei Schuh weit entfernt von der anderen in der Asche liegend antraf, so wurden dennoch das rechte Vorderhaupt - und das Stirnbein recht gut erhalten zu Tage gefördert. Auf der äusseren Fläche des rechten Vorderhauptbeines sieht man deutlich noch eine nicht ganz durchgedrungene Hiebverletzung mit irgend einem stumpfscharfen Instrumente, die wir weder mit dem Spaten noch der Hacke herbeigeführt hatten.

Bei diesen Schedelknochen lagen, ausser den schon genannten Knochen, sechs von Knochen gearbeitete Instrumente, drei grosse und drei kleine, die Augensprosse von einem grossen Hirschgeweih, polirt und an der Spitze mit Riefen in gewundener Linie versehn, zwei schön gerundete und sehr gut polirte, aber zerbrochene knöcherne Nadeln, vier flache Steinchen, anscheinlich Wetzsteine von schieferartigem Gestein, ein gewöhnlicher, faustgerecht, grob bearbeiteter Schlagstein und ein anscheinlich zur Schleuder abgerundeter Stein, desgleichen eine grosse Streitaxt mit einem runden Loche von gebrannten Thon, mehrere Urnenscherben, auch einer mit runden Löchern, eine kleine thönerne, kegelförmige Figur, eine grosse schwarze Schale mit einem Henkel, und eine schwarze Urne, deren innerer Raum in drei Fächer, (durch eine Quer - und eine halbe Kreutzwand,) getheilt war, so, dass man dreierlei Flüssigkeiten oder dergleichen, darin aufbewahren kann, ohne dass Mischung derselben möglich ist. Unter dem Ganzen stiess man auf eine starke Schicht gebranntes Getreide, aus

Weitzen, Hirsen und den Erbsen ähnlichen Früchten bestehend, wie solche dort mehrmals getroffen wird.

Hieraus folgt nun hell und klar, dass unsere Urväter, ausser allerhand Thierarten und mancherlei Feldfrüchten, auch die grausame Gewohnheit hatten, Menschen zu opfern, *Tacit. de morib. Germ.* uns in der Art sehr recht berichtet, also als glaubwürdiger Zeuge zu betrachten ist, und ich in diesem vorliegenden Werke meinen guten Voralten weit zu viel Ehre erwies, indem ich solchen, in Rücksicht des früheren Befundes, dergleichen üble Gewohnheit absprach, denselben mildere Sitten zutraute und dadurch den Worten des Tacitus widersprach oder dieselben verdächtig machte.

Auch folgt, nach meiner Ansicht, daraus, dass hier um so gewisser der heilige Hain der Semnonen aufgefunden sei, von welchem Tacitus spricht, und der sehr hoch zu achtende Herr Dr. Wilhelm in Rossleben in seiner besonders schätzbaren Germania S. 50. schon im voraus auf diese Gegend stellte.

Zum Schluss finde ich hier noch zu bemerken nöthig, dass sich, während das vorgedachte Werk unter der Presse war, auch auf unserem heiligen Boden, zwei und eine halbe Stunde nördlich von dem grossen Opferherde zwischen Schlieben und Malitzschkendorf, bei dem Dorfe Rino, ein und eine halbe Stunde östlich von der Stadt Schönewalde, (welcher Ort auf der diesem Werke beigefügten Charte angegeben ist,) noch ein altheidnischer Richtplatz vorgefunden hat, von welchem jetzt nur so viel gesagt werden kann, dass solcher mit einem grossen, runden, abgeflachten Granit bezeichnet ist, auf welchen eine eigene, merkwürdige Figur tief eingehauen sich befindet. Man nennt den von den dasi-

gen Landbewohnern durchgängig wohl gekannten Stein und dessen Umgebung (eine Wiese): die Teufelstrappe. Gleich daneben sieht man einen Begräbnissplatz, welcher dazu zu gehören scheint, dessen Erdhügel aber von der gewöhnlichen runden Form abweichen und sich in die Länge strecken, auch klein sind.

Schon die alte merkwürdige Chronik der Stadt Jüterbogk unter dem Titel: *Scriptores rerum Iutribocensium* von Eckhardus, spricht viel von diesem Steine und Platze, nennt die Figur auf diesem Stein einen Drudenfuss und giebt den Platz als einen Richtplatz der Semnonen aus, fügt dem Ganzen auch diesen Stein mit seiner darauf befindlichen Figur im Holzschnitt bei, obgleich der Ort selbst zwei und eine halbe Meile von Jüterbogk in südöstlicher Richtung entfernt liegt.

Was die von mir bestimmte Untersuchung durch Nachgrabungen hier liefern wird, soll treulich zu seiner Zeit, so wie eine genauere Localitätsschilderung und alles, was obgedachte Chronik ausführlich davon sagt, in dem Archiv des Thüring.-Sächsischen Vereins von dem Herrn Prof. D. Kruse in Halle, oder in den Jahresberichten der deutschen Gesellschaft in Leipzig mitgetheilt werden.

Erklärung der Abbildungen.

Taf. I.

F. 1. Diess kannenartige Gefäss mit einem Doppelhenkel wurde mit F. 2. zusammenliegend, nicht stehend, und zwar in einem Grabhügel, der zur grossen Hügelgruppe zwischen Uebigau und Kleinrössen gehört, und der 24 Aschenurnen und Beigefässe in sich enthielt, gefunden. Die Masse ist braun, die Verzierung und Gestalt angenehm und die Höhe $4\frac{1}{2}$ Zoll.

F. 2. Ein sonderbares Gefäss von gelbbrauner Erde; der Halseingang ist völlig geschlossen, bis auf ein kleines, rundes Loch, deren sich vier dergleichen, aber noch weit engere Oeffnungen durch den Boden, in länglichtem Viereck gestellt, wie diess F. 2. b. zeigt, befinden. Die Höhe misst 4 Zoll. Den Zweck überlasse ich andern zu enträthseln, wobei wohl zu berücksichtigen ist, dass diess Geschirr dicht bei 1. mit seinem Obertheile nach Osten, und jenes mit der Mündung nach Westen, auf der Seite liegend gefunden wurde und zwar so, dass die Henkel nach unten gekehrt waren.

F. 3. Diess kannenartig gestaltete Geschirr ist ein Beigefäss von braungelber Farbe, $5\frac{3}{4}$ Zoll Höhe und eben daher.

F. 4. Desgleichen, da gefunden, hat 6 Zoll Höhe und gleiche Farbe.

F. 5. Ein grosses Kugelgefäss mit kurzem Flaschenhalse von bräunlichen Thone, gut gebrannt, 6 Zoll hoch, und desgleichen daher.

F. 6. Ein kleines Geschirr mit Punkten verziert, von gleicher Erde und Farbe und nur $3\frac{1}{2}$ Zoll Höhe.

F. 7. Eine Klapper, wahrscheinlich als gewesenes Kinderspielwerk zu betrachten, zumal sie in Gesellschaft von 25 Gefässen, worunter sich auch Kinderaschenurnen befanden, ausgegraben wurde. Da diess Werk gar keine Oeffnung hatte, gleichwohl so hell beim Schütteln klapperte, so schnitt ich ein Stückchen heraus, jedoch so, dass es wieder eingeleimt werden konnte, um den Inhalt kennen zu lernen, welcher in einer Quantität kleinen Kieseln und ein wenig groben Sande bestand. Alles diess wurde wieder hinein gethan und das herausgeschnittene Stück eingeküttet. Die Masse ist schwarz und die Höhe $2\frac{5}{8}$ Zoll.

F. 8. Eine gewöhnliche Schale unsern altmodischen Obertassen ähnlich, auch von gleicher Grösse; sie war nicht mit Sand, wie alle vorgedachten Gefässe gefüllt, sondern mit Mergel.

F. 9. Ein Napf, unsern neumodischen Obstschalen ähnlich und $3\frac{1}{2}$ Zoll hoch, äusserlich gelbgrau und innerlich mit einer Wasserblei haltenden Erdmasse ausgestrichen und also von schwärzlicher Farbe.

F. 10. Ein lehmfarbenes Gefäss von $2\frac{7}{8}$ Zoll Höhe.

F. 11. Eine Aschenurne von $5\frac{1}{4}$ Zoll Höhe und $9\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser, sehr gut gebrannt und von schwärzlicher Erde, auch nicht grob gearbeitet.

F. 12. Ein Gefäss von $4\frac{1}{2}$ Zoll Höhe, sehr guter Arbeit, mit Dreieckverzierung; in diesem Geschirr stand noch ein zweites als Einsatz, wie diess oft getroffen wurde.

F. 13. Ein kugelförmiges Gefäss, oben mit einer kleinen Oeffnung, von rother Erde und $2\frac{3}{8}$ Zoll Höhe.

F. 14. Ein eigenes Geräth von besonderer feiner, äusserlich schwarzer im Bruche brauner Masse, innerlich mit einer Scheidewand und dadurch 2 Kammern enthaltend; die Höhe ist $2\frac{3}{8}$ und die Länge $4\frac{1}{2}$ Zoll; es hat zwei kleine Henkel und feine Dreieckverzierung. Dergleichen Gefässe gewann ich zwei, jedoch in zwei verschiedenen Gräbern aufgefunden.

F. 15. Dieses schöne Gefäss von $5\frac{1}{2}$ Zoll Höhe nach rheinländischem Maasse, welches hier durchgängig angenommen ist, wurde in einem 9 Ellen hohen Hügel in fünfelliger Tiefe, als das einzige von da, der Erde enthoben, weil die Grube so nachfiel, dass nicht fortgearbeitet werden konnte, und der Kostenaufwand zu bedeutend geworden wäre, diess Hinderniss zu beseitigen. Sehr viel mag hier 4 Ellen tiefer noch ruhen und der Nachwelt dort aufbewahrt bleiben. Ich bemerke bloss, dass dieses Grab, von oben herein gleich viele grosse und kleine Feldsteine in sich enthielt, was in hiesiger Gegend eine Seltenheit ist. Das Geschirr hat eine röthliche Farbe, ist gut gebrannt, mit Fleiss gearbeitet, und hat einen von unten herauf hohlen Fuss. Mehrere dergleichen Fussgestelle habe ich zwar bei meinen Forschungen in den Hügeln zwischen Uebigau und Rössen gefunden, woher alle vorgedachte Gefässe entnommen sind, aber nie ein zweites, dergleichen ganzes Stück. Der würdige Schullehrer

Schmidt in Schlieben, welcher mir bei meinen Nachgrabungen so treulich beistand, ist der Finder.

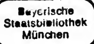
F. 16. Eine Urne von schöner Gestalt, eine Art Glasur habend, mit Kalkhaltender Masse gefüllt, und mit Verzierungen am Bauche; sie misst in ihrer Höhe 6½ Zoll und wurde mit mehreren von meinem verehrten Freunde dem Herrn Oberpfarrer und Ritter, M. Merker in Schweinitz aus den Hügeln bei Mönchenhöfe, östlich der Stadt Schweinitz, gewonnen. Die innere Massenfarbe ist bräunlich, die äussere Glasur aber schmutzig weiss, oder weissgrau. An manchen Stellen fehlt die Glasur schon.

F. 17. Diess sonderbare, kugelförmige Geräth ist von röthlich brauner Farbe, und hat oben und unten nur ein ganz kleines, rundes Loch; gefunden wurde es mit vielen anderen Gefässen, Ringen, einer Streitaxt u. s. w. auf einem Sandberge bei Cossdorf, zur Flur des Dorfes Martinskirchen gehörig. Wenn dergleichen Kugel keine Sanduhr abgab, so weiss ich nicht, wozu es im Gebrauch gewesen sein soll, obgleich dabei unerklärbar bleibt, warum auf der einen Seite zum Einfüllen des Sandes nicht eine grössere Oeffnung gelassen wurde.

F. 18. Ein grosser Armring von Kupfer in gefundener Grösse unter der Knochenasche, in einer grossen Aschenurne aus den Gräbern zwischen Kleinrössen und der Stadt Uebigau gefunden.

F. 19. Ein dergleichen Fingerring in seiner Grösse, eben daher, und zwar in der Knochenasche gefunden.

F. 20. Ein Stück gewundenes, kupfernes Banddrath auch daher, und zwar mit einer Menge anderer dergleichen Bruchstücke in einer Urne unter der Asche



von einem kleinen Kinde gefunden, was die noch vorhandenen Saugzähnchen und die Kopfknochen-Bruchstücke deutlich verriethen.

F. 21. Diese Figur bildet ein Stück rundes Kupferdrath, und wurde nebst mehreren ebenfalls unter Kinderasche dort gefunden.

F. 22. Ein geschliffener mit einem Loche versehener Stein in seiner Grösse, deren 5 unter Kinderknochen mit mehreren solchen Häckchen und Rollen, wie F. 20. und 21. zeigt, getroffen wurden.

F. 23. Ein der vorgedachten Figur ganz ähnlicher, flach geschliffener Stein. Von dieser Art fanden sich 4 dem ähnliche, wobei ein grösserer, ebenfalls unter der Asche von einem Kinde, mit vielen runden kupfernen Kugeln und Drathstücken, wie solche Fig. 20. sinnlich darstellt.

F. 24. Ein kupferner Ring, ganz genau in seiner Grösse dargestellt. Dieser Ring ist ganz von gleicher Arbeit wie unsere jetzigen Trauringe. Zwei dergleichen fanden sich dort unter der Knochenasche in Urnen und wurden mir von meinem Freunde und Mitforscher, dem Schullehrer Schmidt in Schlieben nebst vielen Gefässen eingeliefert.

F. 25. Ein kleiner Armring, in einer Urne unter der Asche eines sehr kleinen, vielleicht nur jährigen Schläfers, den Zähnen und Knochen nach zu urtheilen, gefunden; die Masse ist auch Kupfer, oder ein dem ähnliches Metall.

F. 26. Ein Ohrgehenk, wovon man gewöhnlich nur eins in einer Urne unter der Asche trifft, gleichfalls von Kupfer und eben daher; es ist nicht ganz, und nie glückte es mir unter einigen, ein ganzes zu erhalten.

F. 27. Ein broncener Griffel in seiner Grösse auch daher.

F. 28. Ein dergleichen Griffel, angenehm gestaltet.

F. 29. Ein dergleichen Werkzeug von dort.

F. 30. Ein dergleichen.

F. 31. Ein geschliffener Stein mit mehreren zusammen unter Knochenasche gefunden.

F. 32. Eine Rolle Banddrath, deren viele unter der Knochenasche gefunden wurden.

F. 33. Ein dergleichen Stück Kupferbanddrath, wovon auch viele gefunden wurden, und zwar unter Asche mit 31 in Gemeinschaft.

F. 34. Scheint ein Ring gewesen zu sein, der von einer Seite im Feuer abgeschmolzen ist.

F. 35. Eine kupferne Nadel mit einem grossen, schweren Knopfe. Auch dergleichen Bruchstücke fanden sich mehrere unter der Knochenasche in Urnen aus den Hügeln zwischen Uebigau und Kleinrössen, deren grosse Köpfe auch mitunter eine weit gefälligere Gestaltung haben. Kein einziges Stück von diesen kam ganz zu Tage. Sie scheinen alle mit einem langen Kupferdrathe verbunden gewesen zu sein, denn die Stücke fanden sich daneben. Anscheinlich hat sie nicht die Zeit, sondern der Vorsatz beim Einlegen zerbrochen.

F. 36. Eine Nadel oder Griffel auch von dort.

F. 37. Eine dergleichen von da.

F. 38. Ein kupfernes, sehr starkes Messer von besonderer Form, auch daselbst aus der Knochenasche in einer Urne der Erde enthoben. Diess Messer ist genau in seiner Grösse vorgestellt, und hat an einem Ende ein Loch, durch welches wahrscheinlich eine Niete ging, welche es irgendwo festhielt, um es als

sogenanntes Schneidemesser zu gebrauchen. Am andern Ende ist noch ein eigener Ansatz, aber nur auf der einen Seite wahrzunehmen. Wozu dieser diente, mag ich nicht verrathen, da er ganz kurz ist und durch Abbruch nicht verkürzt zu sein scheint.

F. 39. Ein Bruchstück von einem starken Messer, welches bei vielen Urnen in einem Hügel, aber in keiner Urne, sondern abgesondert in blossem Sande lag, und bei welchem sich die fehlenden Reste durchaus nicht befanden.

F. 40. Eine Handmühle, aus 2 Granitsteinen bestehend, wovon der eine kleiner als der andere ist. Der Längenmesser des grösseren ist 15 Zoll rheinländisch, der Querdurchmesser 9½, und der Perpendiculär-Durchmesser nur 2 Zoll. Der kleine dazu gehörige Reibstein misst in geradem Durchmesser 2¾, in seiner Länge 10 nnd in seiner Breite 6¼ Zoll.

Dergleichen Handmühlen, wofür ich diese Geräthe halte, wurden 4 in hiesiger Gegend ausgegraben und alle Zeit als Beilagen in Gräbern, die ausserdem gar keine Steine hielten, getroffen. Ihre Flächen sind ganz so rauh bearbeitet, wie unsere Mühlsteine, und wurden wahrscheinlich auch eben so nachgeschärft, denn bei dem einen Stück sind beide Steine schon so dünn abgenutzt, dass einer beim Herausheben quer durchbrach.

Von solchen Hausgeräthen wurde eins aus den Gräbern bei dem Dorfe Linda, den sogenannten Trügelbergen, 3 Stunden östlich von der Stadt Seyda, und 3 aus den Grabhügeln zwischen der Stadt Uebigau und Herzberg gehoben.

F. 41. Ein Messer aus einem Metalle bestehend, wel-

ches, nach damit angestellter Untersuchung, Gold eingemischt enthielt, und gegen 9 Zoll Länge im rheinländischen Maasse hat. Diess Messer wurde nicht in, sondern unter einer Urne im Sande liegend und zwar in einem Grabhügel gefunden, der zu der Gruppe gehört, die zwischen dem Dorfe Fermerswalde und Bayern, 2½ Stunde südöstlich von der Stadt Herzberg, liegt.

F. 42. Ein Streithammer von Grauwacke auf dem Heidenkirchhof bei Cossdorf, zur Flur des Dorfes Martinskirchen gehörig, nebst vielen Urnen ausgegraben; er misst nicht über 3½ Zoll in seiner Länge und wurde in zwei Stücke zerschlagen gefunden.

F. 43. und 44. Sind Leichengefässe aus den Gräbern bei dem Dorfe Linda unweit der Stadt Seyda, welchen Ort die 18te F. auf der Charte anzeigt; sie sind von mittlerer Grösse und aus feiner Erdmasse geformt; ihre Farbe ist gelbbraun.

F. 45. Dieses schöne Urnchen wurde auf den Weinbergen bei der Stadt Schweinitz nebst mehreren andern der Erde enthoben; dasselbe weicht durch seinen Einsatzdeckel, unter F. 46. daneben gezeichnet, von den übrigen in hiesiger Gegend gefundenen ganz ab und ist auf diesem Punkte das einzige in seiner Art; alle andere wurden entweder gar nicht, oder nur mit einem unpassenden Deckel, in Form einer Schüssel, bedeckt gefunden.

F. 47. Eine Quantität Kupferperlen mit Löchern, durch welche sie auf einen Faden von mir gereiht und in richtiger Grösse dem Auge vorgelegt werden. Ich traf sie einigemal in Menge unter der Knochenasche in einer Urne, die von einem menschlichen Körper

abstammte, welcher nicht leicht über 10 Jahr alt gewesen sein konnte. Einmal befanden sich auch 2 dergleichen, aber ganz runde Thonkügelchen dabei, die auch ein kleines Loch zum Aufreihen hatten.

F. 48. Ein broncener, oder kupferner Drathring in gefundener Grösse, auch in einer Urne unter der Knochenasche angetroffen. Sowohl dieser Gegenstand, als auch 47 ist aus den Gräbern zwischen der Stadt Uebigau und dem Dorfe Kleinrössen.

Hierbei bemerke ich, dass das unter 41. beschriebene Messer an den Herrn Kriegsrath Krüger in Berlin abgegeben worden ist, ohne angeben zu können, an wen dessen gemischte Sammlung, also auch diess Messer nach dessen erfolgten Ableben gelangte.

Von allen übrigen Sachen sind Exemplare an die Sammlung des Thüring. Sächs. Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums in Halle von mir geschickt worden, und nur Gegenstände, welche mehrfach zu Tage kamen, sind an die deutsche Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig, so wie einige Stücke davon an Privatsammlungen gekommen.

Taf. II.

Die Charte, und dabei

F. 1. Der Grundriss eines Grabhügels von 3½ Elle Höhe und 75 Schritten im Umkreise. Dieser Hügel gehörte zu der grossen Hügelgruppe von 435 Hügeln zwischen der Stadt Uebigau und dem Dorfe Kleinrössen.

F. 2. Der Grundriss eines dergleichen Hügels zur nämlichen Gruppe gehörig, von 2 Ellen Höhe und 18 Ellen im Durchmesser.

F. 3. Ansicht des grossen heidnischen Tempels, oder Burgwalles, zwischen der Stadt Schlieben und dem Dorfe Malitzschkendorf 639 Schritte auf dem Walle im Umkreise.

F. 4. Eine knöcherne Pfeilspitze in gefundener Grösse aus vorgedachtem Werke.

F. 5. Ein knöchernes Geräth eben daher, und gleichfalls in seiner gefundenen Grösse.

F. 6. Eine knöcherne Nadel, eben daher, 3 Zoll ungefähr lang, das Oehr ist zum Theil abgebrochen.

F. 7. Eine knöcherne über 8 Zoll lange Pfrieme, auch daher, so wie alle folgende Stücke.

F. 8. Eine knöcherne Nadel, 4 Zoll lang, so wie solche die Bauermädchen in hiesiger Gegend mitunter noch in den Haaren unter dem Namen: Nestnadel, tragen; sie ist sehr schön polirt und gerundet.

F. 9. Eine knöcherne Pfrieme, gegen 5 Zoll lang.

F. 10. Eine broncene Nadel, 6 Zoll lang.

F. 11. Eine knöcherne Pfrieme, die die Länge von 6 Zoll reichlich hält.

F. 12. Eine dergleichen, nur etwas kürzer.

F. 13. Ein eignes knöchernes Geräth, 4 Zoll lang.

F. 14. Ein Messer vom feinsten Stahle, woran keine Feile haften will; die Länge ist nahe an 4 Zoll.

F. 15. Ein Messer, dem die Spitze fehlt, und welches als Sichel in Gebrauch gewesen zu sein scheint; das Bruchstück misst $7\frac{3}{4}$ Zoll.

F. 16. Ein thönerner, aber sehr gut gebrannter Wirtel, fast von gleicher Masse, wie unsere Bierflaschen, $\frac{6}{8}$ Zoll hoch, und $1\frac{3}{8}$ Zoll im Durchmesser. Dergleichen sind mehr von verschiedener Grösse gefunden worden.

F. 17. Eine kleine Urne, oder Fläschchen mit Henkel, der abgebrochen ist, und mit vielen Punkten verziert. Die Masse ist schwarz und die Höhe beträgt nur $1\frac{5}{8}$ Zoll.

F. 18. Eine schwarze Urne von harter Masse und $6\frac{1}{8}$ Zoll hoch.

F. 19. Eine rothe, eine Art Glasur habende Schale, $\frac{3}{4}$ Zoll hoch und $3\frac{1}{2}$ Zoll im Querdurchmesser. Der Boden ist halbkugelförmig eingedrückt. Dergleichen Schalen kommen hier öfters vor und zuweilen mehrere in einander stehend, jedoch allezeit nur von schwarzer, oder rother, aber fast stets sehr feiner Masse; die schwarzen scheinen viel Wasserblei zu halten.

F. 20. Ein schwarzes Näpfchen, wie unsere Obertassen, von schwarzer grober Masse, und $2\frac{1}{8}$ Zoll Höhe.

F. 21. Ein eigenes Geräth, aus Hirschhorn gearbeitet, wovon ich mir wenigstens den Zweck nicht erklären kann. Die Länge ist nahe an 4 Zoll.

F. 22. Eine Pfrieme von $3\frac{1}{8}$ Zoll Länge; die Masse ist Knochen.

F. 23. Eine dergleichen knöcherne Pfrieme, oder vielmehr eine Lanzenspitze, die $5\frac{1}{2}$ Zoll misst.

F. 24. Eine knöcherne, sonderbare Nadel mit einem Oehr und von *a* bis *b* hohl, so, dass wenn ein Faden eingebracht, derselbe durch den unteren Theil der Nadel lief und vermittelst eines Knotens am Ende, welches im Oehr stecken blieb, in der Nadel fest gehalten wurde.

F. 25. Eine glatt bearbeitete Hirschhornspitze, am oberen Ende mit einem Querjoche, um wahrscheinlich auch als Amulet in Gebrauch gezogen werden zu können; sie hat etwa eine Länge von 4 Zoll.

F. 26. Ein stumpf viereckig, grob bearbeiteter Feldstein von $2\frac{3}{8}$ Zoll im Durchmesser; dergleichen Steine finden sich mitunter, doch selten in dem grossen Opferherde, doch nie grösser, als dass sie eine Hand füllen.

F. 27. Ein dergleichen Stein von gebrannter Erde, in der Mitte mit einem Loche.

F. 28. Ein Stein von eigener Gestalt, 6½ Zoll lang und 3¼ Pfund schwer, ebenfalls mit einem Querloche und oben mit einem halbkugelartigen Eindrucke. Die Masse ist grob und gleicht unserer gewöhnlichen Ziegelerde.

F. 29. Ein dreikantiger Schlagstein aus grob bearbeitetem Granit in Dreieck, Form und auch von solcher Grösse, dass er gut in einer männlichen Hand geführt werden kann. Der Art Steine sind mehrere, manche nur auf 3 Seiten ein wenig angeschliffen und faustrecht gemacht, in diesem beigezeichneten Werke ausgegraben worden.

F. 30. Eine Wurfscheibe von gebrannter Erde, in der Mitte mit einem Loche; sie hat 2½ Zoll im Durchmesser. Dergleichen Scheiben sind nicht zu selten hier; manche bestehen bloss aus einem Gefässboden, durch welchen man ein Loch zu bohren wusste; bloss als Spielwerk können sie gedient haben.

F. 31. Ein Stein, welcher mit Mühe und Fleiss bearbeitet und abgeschliffen ist, um eine Flachkugel daraus zu bereiten, die etwas über 2 Zoll im Durchmesser hält. Dergleichen Steine fanden sich hier und da im Burgwalle unter den andern Sachen vor, doch hatten sie nicht alle ein und dieselbe Form, sondern bildeten mitunter fast richtige Kugeln; einer war oval; die mehresten sind gar nicht bearbeitet, sondern von der Natur so geformt, also bloss zum gewünschten Zweck aufgesucht; vermuthlich sind es Schleudersteine.

F. 32. Eine Wurfspiess- oder Pfeilspitze von äusserst zähen Eisen in gefundener Grösse. Als Lanzenspitze kann sie auch gebraucht sein, nur scheint das Loch zu klein, um solche auf einen Lanzenschaft geführt zu haben. Zu bewundern ist dabei, dass die eigene Eisenmasse der Zeit so gut getrotzt und sich noch ziemlich unversehrt erhalten hat, wozu die Asche,

worin hier die Sachen mehrentheils gefunden werden, ihren grossen Theil beigetragen haben mag.

F. 33. Eine Nadel mit einem grossen Oehr, in ihrer richtigen Grösse, von Metall, unsern dermaligen Schnürnadeln sehr ähnlich, wobei ich doch die Vermuthung nicht fallen lassen will, dass sich jene Mode schon bis auf ein so hohes Alter erstrecken könnte, weil diess unsere Altvorfahren in der That beleidigen würde.

F. 34. Eine zerbrochene Streitaxt von Granit.

F. 35. Die Figur eines Wagenrades mit 4 Speichen, wie solche auf einem grossen Urnenscherben in erhabener Arbeit deutlich vorgestellt getroffen wurde.

F. 36. Eine Pfeilspitze von Hirsch- oder Rehhorn, welche jedoch noch unvollendet zu sein scheint, da der Schaft roh und unpolirt ist; sie ist genau in gefundener Grösse vorgestellt.

F. 37. Das obere Stück von einem Broncegriffel in gefundener Grösse; die Länge des Ganzen, der in 3 Stücken zerbrochen war, konnte ungefähr 4 Zoll gehabt haben.

F. 38. Eine knöcherne Nadel mit einem Oehr, welches aber zur Hälfte abgebrochen ist. Diese Nadel ist übrigens noch wohl erhalten und sehr schön polirt, woraus man sieht, dass dieselbe zum Nähen lange im Gebrauch war.

F. *a. b.* und *c.* Grabhügel nach ihrer hier vorkommenden Höhenabstufung und Gestalt, wobei *c* den Aegyptischen Pyramiden am mehresten gleicht; von dieser Form trifft man sie zwischen der Stadt Uebigau und dem Dorfe Kleinrössen.

Zum Schluss wird bemerkt, dass alle Gegenstände von 4 bis 38 aus dem grossen heidnischen Tempel, unter Fig. 3. auf Taf. II. bildlich dargestellt, der Erde enthoben wurden.



Notiz für den Leser.

In diesem Werke ist wiederholt im Texte auf Tab. I. statt auf Tab. II. verwiesen.

Indem der Verleger auf diesen Irrthum aufmerksam macht, bittet er die am Ende des Werkes befindliche Erklärung der Abbildungen als richtigen Wegweiser anzunehmen.

